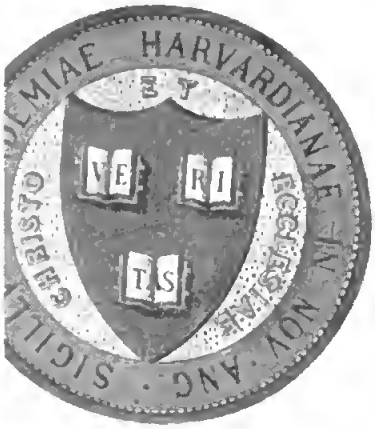
AH 42PL

559
Walker

HARVARD UNIVERSITY LIBRARY

Digitized by Google



of the Divinity School

ght from the Fund
IVEN IN MEMORY OF
DASHWOOD BURR
OF THE
SCHOOL CLASS OF 1862
gift of Mrs. Burr

18 April 1908.

Der Menschensohn.

D. 700

Digitized by Google

Der Menschensohn.

Von

Johannes Walther.

Wismar i. M.
Verlag von Hans Bartholdi.
1907.

Divinity School
(Burr fund)

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Vorwort.

Kein Wort umfaßt so sehr den ganzen Umfang des Wesens Christi wie das von ihm selber meist gebrauchte Wort „der Menschensohn". Es stellt ihn dar als Menschen, als eines Menschen Sohn, als den, der alles wahrhaft Menschliche geadelt hat, als den, der durch sein Leben dargetan, daß Sünde nicht zum wahren Menschentum gehört, daß man ganz ohne Sünde ein wahrhaft natürlicher Mensch sein kann; es weist aber auch mit unverkennbarer Deutlichkeit auf die Stelle bei Daniel zurück, wonach er einst bei seiner Wiederkunft in den Wolken des Himmels erscheinen wird, um hier auf Erden mit den Seinen sichtbar Gottes Reich zu begründen. Noch leben wir vor dieser Zeit, doch gerade das menschliche Leben Jesu, von dem allein wir wissen, weist uns auf diese Zukunft mit großer Deutlichkeit hin. Nur im Lichte dieser Zukunft ist es wahrhaft zu verstehen.

Wir haben uns bemüht, das Wesen Christi so menschlich, so natürlich zu schildern, wie es in Wahrheit war; wir haben aber andererseits auch nichts hinweggetan von all dem vielen, was über das Natürliche hinausweist. Wir haben die Worte so schlicht und allgemein verständlich gewählt wie irgend möglich, und möchten im übrigen das Urteil über das, worin sich unsere Darstellung von andern unterscheidet, dem Leser überlassen.

Inhalt.

Seite

Jesu Geburt und Jugend 1
Jesus und Johannes der Täufer 10
Jesus und das Volk 20
Jesus und seine Jünger 39
Der Gottmensch im Angesicht des Todes 61
Leiden und Sterben 80
Der Auferstandene 106

Jesu Geburt und Jugend.

„Jede große Persönlichkeit und ihr Handeln kann nur aus ihrer eigenen, nicht aber aus einer ihr fremden Weltanschauung heraus geschichtlich verständlich gemacht werden. Mag diese Weltanschauung selbst noch so veraltert oder verkehrt sein, so hat der echte Geschichtsforscher doch die Pflicht, sie nach seinen Quellen rein sachlich darzustellen. Der philosophische Ausgleich der Weltanschauung seines Helden mit der jeweilig herrschenden ist zunächst nicht seine Aufgabe. — Die Person Jesu macht von dieser Regel keine Ausnahme.“ Mit diesen Worten von Gerdtells wollen wir an die Kapitel herantreten, die uns den wunderbaren Anfang des Lebens Jesu berichten. Für Leute, die keine Wunder anerkennen wollen, ist keins der Evangelien geschrieben. Ein Gott, der keine Wunder wirken kann, ist überhaupt kein Gott, zum allerwenigsten hat er mit dem lebendigen und persönlichen Gott, von dem die Bibel handelt, nichts gemein. Seit neunzehnhundert Jahren ist das Christentum der Glaube an den Gott der Bibel. Wohl hat man ganze Bibliotheken geschrieben, um diesen Glauben mitsamt der Bibel zu erschüttern oder auszurotten. Indes nach dem zu urteilen, was die Geschichte uns bisher gelehrt hat, wird der Glaube an den Gott, der Wunder tut, mitsamt der ganzen Bibel durch Gottes Kraft in diesen Stürmen der Kritik der Eiche gleich nur immer tiefer Wurzel schlagen und unverrückt am Platze stehen, wenn diese Stürme sich gelegt und stillem Sonnenschein gewichen sind.

Wir nehmen also an, daß, ganz wie Lukas es erzählt, neun Monate vor Jesu Geburt der Engel Gabriel der Jung-

frau Maria erſchien und ihr verkündigte, wozu ſie Gott berufen habe. Es iſt traurig, daß man ſo leicht bereit iſt, dies Wunder preiszugeben. Durfte, konnte denn Jeſus auf dem natürlichen Wege der Zeugung ins Leben treten? Wäre er dann nicht ein natürlicher Nachkomme Adams und Evas geweſen, wie wir, und ſomit Teilhaber an der Verderbnis unſeres Geſchlechtes, an der wir alle leiden, und für die man neuerdings den gar nicht üblen Ausdruck „erbliche Belaſtung“ eingebürgert hat? Denn daß wir alle von Geburt mit Mängeln behaftet ſind, iſt eine unbeſtreitbare Tatſache; andererſeits aber iſt es eine logiſche Notwendigkeit, daß Jeſus, wenn er ein wahrer, d. h. völlig unverdorbener Menſch ſein ſollte, ebenſo unmittelbar aus Gottes Schöpferhand hervorgehen mußte, wie jener erſte Adam, der erſt durch Verſuchung von außen her zur Sünde kam und dann ins Verderben geriet. Für Gott aber wird die Geburt aus einer Jungfrau wohl nicht ſchwieriger geweſen ſein, als irgend ein anderes wirkliches Wunder.

Es mag ein Übermaß von Empfindungen geweſen ſein, was dann Maria trieb, zu ihrer Verwandten Eliſabeth zu reiſen, um ihr, von der der Engel ihr geſprochen hatte, das übervolle Herz zu öffnen. Noch wußte ja niemand um das Geheimnis außer ihr, und ſelbſt der Entſchluß, mit ihr, der kinderloſen Eliſabeth davon zu ſprechen, mag ihr nicht leicht gefallen ſein. Doch wunderbar ebnet ihr der Herr den Weg. Sie braucht nichts zu ſagen; Gott läßt in ſeiner Weiſe Eliſabeth wiſſen, um was es ſich handelt. Überwältigend muß dieſe unmittelbar aus Gott ſtammende Anrede auf Maria gewirkt haben! Nun iſt der Bann gebrochen, ein Zweifel nicht mehr möglich, ſie ſoll die Mutter desjenigen werden, der herrſchen ſoll über Israel und alle Welt, und ohne weiteres bricht ſie in die berühmten Jubelworte aus, in denen ſich die ganze Größe dieſer ſchlichten, demütigen Mädchenſeele offenbart.[1])

Was mögen es für Stunden geweſen ſein, die dieſe beiden, an Jahren ſo verſchiedenen Frauen in den nun folgenden drei Monaten zuſammen verlebt haben! Hatte doch auch Eliſabeth ein ähnliches Wunder zu erzählen, ein Wunder, das an den Urſprung des auserwählten Volkes in Abraham erinnerte; dem alten Zacharias aber mag es recht bitter geweſen ſein, zu alle-

[1]) Lukas 1, 46—55.

dem kein freies Wort reden zu können, sondern immer erst zur Tafel greifen zu müssen. Um so gründlicher scheint er dafür über Gottes Taten nachgedacht und sich auf die Verheißungen besonnen zu haben; denn als das Band seiner Zunge fiel, am achten Tage nach der Geburt des Johannes, da sprudelt sein Mund nicht von irdischer Freude, sondern von ewiger Weisheit. Und auch Maria, die kurz vorher das fromme Haus verlassen hatte, war sicher nicht ohne weitgehende Festigung und Förderung nach Nazareth zurückgekehrt.[1])

Soweit Lukas. Nun tritt Matthäus ein und berichtet uns auch über Joseph das Nötigste. Dieser war, wie das von dem Verlobten einer Maria nicht anders zu erwarten ist, ein gottesfürchtiger Mann. Mit Schrecken gewahrt er den Zustand seiner Braut. Er will nicht fragen; und sie kann nicht den Anfang machen. War es doch zweifelhaft, ob er ihr glauben würde. Schon ist er entschlossen, ohne Aufhebens dem Verhältnis ein Ende zu machen; da tritt Gott selbst ins Mittel und tut, was allein in diesem Falle helfen kann. Er offenbart Joseph, daß es der Verheißung nach so kommen mußte; und sofort nahm Joseph Maria in sein Haus.[2])

Merkwürdige, noch nicht ganz aufgehellte Umstände wirkten dazu mit, daß die Geburt in Bethlehem erfolgte. Joseph scheint nicht nur aus dem Stamme, sondern auch aus der Heimat Davids, aus Bethlehem, gebürtig gewesen zu sein. Wie er nach Nazareth kam und dort Maria kennen lernte, wissen wir nicht; wahrscheinlich hat ihn sein Beruf dorthin geführt. Man denkt ihn sich fast allgemein als Zimmermann, da aber damals ohne Holz, auch ohne Dachstuhl gebaut zu werden pflegte, ist nicht recht einzusehen, was wohl ein Zimmermann hätte arbeiten sollen, zumal die Decken allgemein aus Steinen gewölbt zu werden pflegten. Es war vielleicht ein Fehler, das griechische Wort τέκτων im Neuen Testamente stets mit Zimmermann zu übersetzen. Ein τέκτων ist im allgemeinen ein Mann, der Häuser baut. An solchen Häuserbauern aber soll Bethlehem noch heute besonders reich sein; auch scheint man in ganz Palästina seit Menschengedenken die Bauleute von Bethlehem besonders geschätzt zu haben. Möglicherweise

[1]) Lukas 1, 41 ff.
[2]) Matthäus 1, 18 ff.

hat also Joseph in Nazareth gebaut und dabei Maria kennen gelernt. Dann ist's auch ganz natürlich, daß die beiden nach Bethlehem zogen, um dort ihren Hausstand zu begründen, und um sich dort in die kaiserliche Steuerliste eintragen zu lassen. Und ebenso natürlich ist es dann, daß sie in Bethlehem zunächst kein eigenes Haus hatten, also auf Gastfreundschaft bei Verwandten oder Bekannten angewiesen waren; denn alles war ja übereilt gekommen, die Heirat sowohl wie die Reise nach Bethlehem.

Über der damals von Kaiser Augustus angeordneten Volkszählung liegt allerdings noch undurchdringliches Dunkel. Immerhin ist es bemerkenswert, daß Maria entgegen den ursprünglichen Absichten ihres Mannes auf Grund eines kaiserlichen Befehls vor Beendigung der sommerlichen Bauzeit nach Bethlehem kam; denn nur dadurch wurde es möglich, daß die Verheißung erfüllt wurde, wonach der Messias aus Bethlehem im Lande Juda hervorgehen sollte.

Von den Umständen bei der Geburt Jesu hat man sich allerlei Vorstellungen gemacht, die heutzutage nicht mehr unbedingt haltbar sind. Zunächst war's aller Wahrscheinlichkeit nach durchaus nicht Winter, sondern Herbst. Das Weihnachtsfest ist erst im vierten Jahrhundert eingeführt worden und aus ganz andern Gründen auf den 25. Dezember gelegt worden. Bis dahin hat man mehr den 6. Januar als Fest der Taufe Jesu gefeiert. Dann gab es damals in Bethlehem wohl auch keine „Herbergen" in unserm Sinne — so modern war man im Orient nicht eingerichtet — man war vielmehr, wie meistenteils auch heute noch, einzig und allein auf Gastfreundschaft angewiesen. Das griechische Wort, das allgemein mit Herberge übersetzt wird, kommt nur noch einmal in den Evangelien vor, und da ist es der Saal, worin das letzte Abendmahl gefeiert wird. Es bedeutet einfach „Unterkunftsraum", und Lukas will vielleicht nur sagen, daß sie das Kind in eine Krippe legten, weil sonst kein geeigneter Platz in dem Raume war. Man lebt eben im Orient meistenteils im Freien, das Haus dient vielfach nur zum Schutz gegen schlechtes Wetter, drum ist es äußerst einfach gehalten und besteht noch heute bei Leuten, die keinen besonderen Aufwand machen, in der Regel aus einem einzigen Raume, in welchem Menschen und Vieh — letzteres natürlich nur bei kaltem Wetter, also nur selten — friedlich

miteinander leben. So ähnlich wird es bei den Verwandten, oder Bekannten gewesen sein, bei denen Maria und Joseph Unterkunft gefunden hatten. Es brauchen das darum durchaus nicht gerade arme Leute gewesen zu sein; auch war es schwerlich etwas Unangenehmes für Maria, ihr Kind in eine Krippe legen zu müssen. Das Vieh war doch wohl auf dem Felde, die Krippe also unbenutzt; und ein Kind wird sich in einer gut hergerichteten Krippe ebenso wohl fühlen können, wie in der schönsten Wiege. In Luxus freilich ist Jesus nicht aufgewachsen, doch ebensowenig brauchen wir anzunehmen, daß gerade Not und Mangel an seinem ersten Lager gestanden haben. Daß auch das Wetter nicht besonders rauh war, geht schon daraus hervor, daß die Hirten, denen die Engelsbotschaft zuteil wurde, mit ihrer Herde im Freien übernachteten.[1])

Am achten Tage erfolgte dann vorschriftsmäßig die Beschneidung. Sie ist ein Sinnbild des tiefen Gedankens, daß am Menschen, so wie er nun einmal nach dem Sündenfall ist, erst etwas entfernt werden muß, bevor er Gott gefallen kann. Bei Jesus traf dieser Grund nicht zu; sein ganzes Wesen war als eine Neubildung Gottes frei von jeder gottwidrigen Eigenschaft. Doch ohne seinen Willen geschah hier etwas ähnliches wie die Taufe, die er später aus freien Stücken, ohne ein Sünder zu sein, an sich vollziehen ließ, und zwar wohl auch aus demselben Grunde, den er später selbst anführte: damit jegliche Gerechtigkeit, d. h. alle rechtmäßige Satzung Gottes auch an ihm erfüllt werde.

Die Darstellung im Tempel am vierzigsten Tage nach der Geburt ist für uns besonders darum von Bedeutung, weil wir dabei erfahren, daß es damals Leute gab, die fest und bestimmt die Ankunft des Messias als ganz nahe bevorstehend erwarteten.[2]) Daß Joseph nur zwei Tauben zu opfern brauchte, beweist allerdings, daß er damals ziemlich mittellos war; doch folgt daraus nicht gleich, daß er auch später stets in kümmerlichen Verhältnissen gelebt hat. Vom Häuserbauen wird selbst heute noch mancher wohlhabend.

Nach Lukas, der nach neueren Forschungen[3]) anscheinend zuerst über die Jugendzeit Jesu geschrieben hat, gewinnt man

[1]) Vgl. dazu u. a. Schneller, Kennst du das Land? Kap. 1—3.
[2]) Luk. 2, 25—38.
[3]) Vgl. S. 10 u. 13 Anm.

den Eindruck, als seien die Eltern unmittelbar darauf nach Nazareth gezogen. Daß dem nicht so war, erfahren wir aus dem zweiten Kapitel des Matthäusevangeliums. Weise aus dem Osten, stutzig gemacht durch astronomisch nachweisbare und astrologisch außerordentlich bedeutsame Himmelserscheinungen, zudem anscheinend noch besonders bestärkt durch einen plötzlich aufgetauchten neuen Stern, kommen nach Jerusalem und fragen nach dem neugeborenen König der Juden. Daß die Israeliten auf Grund ihrer heiligen Schriften einen König für die Ewigkeit erwarteten, konnten sie wissen. Daß Jesus dieser verheißene König ist, darüber müssen die Schriftgelehrten gegen ihren Willen vor Herodes ein Zeugnis ablegen, indem sie auf die berühmte Stelle bei Micha hinweisen, in der das kleine Bethlehem als Geburtsstätte des Messias vorhergesagt wird. Ihre Aussage ist so bestimmt, daß Herodes sowohl wie die Weisen sich fest darauf verlassen. Daß letztere auf ihrem Wege nach Bethlehem den Stern wiedersahen, und daß dieser Stern bei ihrer Ankunft in Bethlehem gerade über dem Hause zu stehen schien, in dem Maria und Joseph wohnten, ist jedenfalls an sich nichts Ungewöhnliches; beachtenswert ist vielleicht mehr der Glaube, kraft dessen sie in alledem eine ganz besondere Fügung Gottes erkennen. Auch daß sie auf die Warnung im Traume hin sofort einen anderen Rückweg einschlagen, ist bezeichnend für ihr Seelenleben. Überhaupt zeigt sich in diesem Falle so recht die praktische Seite des echten Glaubens, der auf Gottes Winke lauscht und unverzüglich gehorcht. Ein Traum genügt, um Joseph zu sofortiger Flucht nach Ägypten zu veranlassen; und damit ist der Plan des Herodes ohne weiteres vereitelt. Er, der den göttlichen Erlösungsplan durchkreuzen wollte, erreichte jetzt nur mehr, daß er die Blutschuld des gräßlichen Kindermordes auf sich lud. Maria und Joseph aber wurden durch diese außergewöhnliche Reise und den ziemlich langen Aufenthalt in dem damals als Stätte höchster Kultur besonders lehrreichen Ägypten aus dem kleinlichen Getriebe ihrer Heimat und einer engen Häuslichkeit herausgerissen und sind gewiß mit freieren Anschauungen und weiterem Blick und bereichert mit vielen bedeutsamen Erfahrungen nach Palästina zurückgekehrt. Wie wunderbar mag ihnen unter den schwierigen, stets wechselnden Verhältnissen der Reise Gottes schirmende Hand mitunter offenbar geworden sein, und wie manche tiefe Erkenntnis über Heiden-

tum und Judentum, über Kultur und Religion mag ihnen damals aufgegangen sein! So bildete sich Gott die Erzieher seines Sohnes in seiner eigenen Schule, in der Schule des Lebens.

Nach dem chronologisch durchaus festliegenden Tode des Herodes, also nach Ostern des Jahres 4 vor Beginn unserer Zeitrechnung kehrten sie nach Palästina zurück. Selbstverständlich dachte Joseph zunächst, daß er nun endlich seine Absicht, in Bethlehem sein Haus zu bauen, ausführen könne. Doch wie so oft, so ging's auch hier: der Mensch denkt und Gott lenkt. Furcht vor Archelaus und eine Weisung im Traume führten ihn nach Nazareth, dem anscheinend etwas verrufenen Städtchen in der verachteten Provinz Galiläa, der Heimat Marias.

Man liebt es seit alters her, von der sozialen Stellung des Elternhauses Jesu möglichst gering zu denken. Die biblischen Urkunden geben aber dazu wenig Anhalt, im Gegenteil, der zwölfjährige Jesus erscheint als ein vorzüglich gebildeter Knabe. Man wird sich also, um nicht unnötig zu Wundern greifen zu müssen, wohl vorstellen dürfen, daß Jesu Eltern recht viel Zeit für ihren Sohn erübrigen konnten. Stundenlang mag der kleine Knabe zu der Mutter Füßen gesessen, ihren Erzählungen aus der biblischen Geschichte gelauscht und dann sie und den Vater mit Fragen über den Zusammenhang der Dinge bestürmt haben. Wenn nun auch wohl das Lesen bei den Juden keine gar so seltene Kunst war, wie bei den andern Völkern, so waren doch nur einigermaßen wohlhabende Leute imstande, sich Abschriften von all den vielen Büchern des Alten Testaments zu verschaffen. Das Haus des Joseph scheint aber doch zu diesen Häusern gehört zu haben, sonst hätten die Schriftgelehrten im Tempel dem zwölfjährigen Knaben gegenüber keinesfalls eine so schwierige Stellung gehabt. Er wußte eben a u c h Bescheid in den heiligen Schriften, und sein kindlich reiner Geist und der lebendige Glaube seines Elternhauses hatten ihn manches verstehen lassen, was den der schlichten Wahrheit innerlich oft so fern stehenden Gelehrten notwendig unklar bleiben mußte.

An der weiteren Geschichte seiner Jugend ist wohl das Interessanteste, daß nichts darüber zu berichten war. Er, der zum Lehrer aller Welt berufen war, besuchte keine Universitäten und machte keine Studienreisen. Er trieb das Handwerk seines Vaters, forschte in der Schrift und hatte Ohr

und Auge offen für die Ereigniſſe der himmliſchen und der irdiſchen Welt.

Ein wunderbares Gefüge von Gedanken, Empfindungen und Entſchlüſſen mag es geweſen ſein, das ihn mit zwölf Jahren befähigte, einfach zu ſagen: „Wußtet ihr nicht, daß ich in dem ſein muß, was meines Vaters iſt?“ Liegt doch darin bereits die bedeutſame Unterſcheidung vor, kraft deren er in allem, was wir von ihm haben, ſtets „mein“ und niemals „unſer“ Vater ſagt. Gott iſt ſein Vater in einem ganz beſonderen Sinne, den zu erklären wir ſpäter (Kap. 5) verſuchen wollen.

Welches Gewoge von innerem Leben dann noch erforderlich war, bis ihm das klare Bewußtſein kam: Ich bin der Meſſias, darüber wiſſen wir nichts, weil er es nicht für nötig befunden hat, darüber ſeinen Apoſteln etwas mitzuteilen. Man liebt es freilich vielfach, über dieſe Entwicklung aus den erſten drei Evangelien allerlei herauszuleſen. Wir werden dem gegenüber zu zeigen ſuchen, wie Jeſus mit einer vollſtändig abgeſchloſſenen Erkenntnis über ſich und ſein Werk auftritt, und werden ſehen, daß die ſchwankenden Auffaſſungen über das, was er war und was er wollte, im weſentlichen nur auf ſeiten ſeiner Zeitgenoſſen zu finden ſind.

Noch eins ſei hier erwähnt. Man hat ſich von alters her daran gewöhnt, Jeſus als den einzigen Sohn Marias anzuſehen. In katholiſchen Kreiſen gilt das faſt als Dogma. Daß eine heilige Maria nach der Geburt Jeſu mit ihrem Manne eheliche Gemeinſchaft gepflogen haben ſollte, erſcheint der in mönchiſchen Anſchauungen befangenen katholiſchen Welt unmöglich. Man muß aber bedenken, daß Maria und Joſeph in altteſtamentlichen Anſchauungen lebten, und daß ihnen eine derartige Ehe geradezu als gottwidrig und ſündhaft vorgekommen wäre. Aus einer unbefangenen Betrachtung aller einſchlägigen Stellen ergibt ſich denn auch, daß die mehrfach erwähnten „Brüder“ Jeſu wirkliche Brüder und nicht Vettern waren. Maria hatte außer Jeſus allem Anſchein nach vier Söhne, die Jakobus, Joſeph, Simon und Judas hießen, zudem noch mindeſtens zwei Töchter. Jeſus wuchs ſomit nicht als Mutterſöhnchen, ſondern als der erſte unter einer ziemlich zahlreichen Kinderſchar auf und entbehrte nicht all die zahlreichen, ſchwer zu beſchreibenden Vorteile des ſtändigen Verkehrs von Geſchwiſtern beiderlei Geſchlechts.

Daß er der älteſte war, mag, verbunden mit ſeiner allgemeinen körperlichen und geiſtigen Vollkommenheit, mit dazu beigetragen haben, jenes überlegene königliche Weſen in ihm zu entwickeln, das wir ſpäter bei ihm finden werden. Daß aber Jeſus trotz der zahlreichen ihm folgenden Kinderſchar mit zwölf Jahren bereits geiſtig ſo gefördert war, läßt die Erziehungsarbeit ſeiner Eltern in einem geradezu ſtrahlenden Lichte erſcheinen.

Jesus und Johannes der Täufer.

Die Berichte über das erste Auftreten Jesu auf dem von Johannes bereiteten Boden sind wegen ihrer Übersichtlichkeit ein besonders geeignetes Beispiel, um die Abhängigkeit der vier Evangelisten von einander klar zu legen. Der in unseren Ausgaben der Evangelien zuletzt stehende Johannes schreitet als erster Darsteller des Lebens Jesu in völliger Unabhängigkeit über die damals, als er schrieb, noch allgemein bekannten Tatsachen des Lebens des Täufers hin. Nachdem er bereits im Prolog von dem Gegensatz der beiden, einem Ziele dienenden Männer gesprochen hat, beschreibt er die Stellung des Täufers zu Jesus in drei Situationen, die alle nach der Taufe Jesu liegen.[1])

[1]) Hätten wir nur ihn, so wüßten wir von Johannes dem Täufer eigentlich nichts; die ganze Art seines Wirkens und die Aufregung, die er hervorruft, werden als bekannt vorausgesetzt. Genau so mußte aber einer schreiben, in dessen Lesern die persönliche Erinnerung an das Erscheinen des gewaltigen Predigers noch ganz lebendig war, und dessen Absicht während des Schreibens war, im Namen aller noch in Palästina versammelten Apostel den gebildeten Juden seiner Zeit in ihrer Sprache, also auf griechisch darzulegen, daß Jesus der Messias sei und daß sie keinen andern zu erwarten hätten. Das Zitat Joh. 1, 23 hat gegen alle drei Synoptiker und gegen die Septuaginta εὐθύνατε statt ἑτοιμάσατε. Zu ἐν ὕδατι (V. 26) fehlt der Gegensatz, nach dem es verlangt, und den alle drei Synoptiker haben; erst V. 33 folgt er nebenbei. Über das viel erörterte zweimalige „ich kannte ihn nicht" (V. 31. 33) folgt einiges oben im Text. Jedenfalls konnte Johannes nicht ohne weiteres so schreiben, wenn er wußte, daß die Erzählung bei Matthäus schon halbwegs Allgemeingut der Christenheit war. Das ganze Zeugnis des Täufers über sich und Jesus (Joh. 1, 19–34) ist offenbar ohne Kenntnis der wesentlich prägnanteren und schärferen Fassung bei den Synoptikern geschrieben, obwohl gerade die synoptische Fassung sich leicht dem Gedächtnis einprägen

Selbſtverſtändlich hat der Täufer den Sohn der Maria
ekannt, er wußte auch, daß er als Bußprediger das Volk auf
en Meſſias vorzubereiten habe; das war ihm in dem ſtillen
Büſtenleben bei Heuſchrecken und wildem Honig zur felſenfeſten
berzeugung geworden. Er konnte aber trotzdem nicht mit
ſicherheit wiſſen, ob Jeſus dieſer Meſſias ſei; denn ſelbſt wenn
: die Ereigniſſe der Geburtsgeſchichte Jeſu kannte, mußte es
im, dem Asketen in Kamelfellen, doch unglaubhaft erſcheinen,
ıß ein ſo alltägliches Leben, wie Jeſus es bisher geführt hatte,
:r Anfang des Meſſiaslebens ſein ſollte. Er war alſo vorerſt
ber den, deſſen Vorläufer er ſein ſollte, noch völlig im Un-
aren geweſen, „er hatte ihn nicht gekannt,“ wie Johannes ſich
ısdrückt. „Aber der ihn geſandt hatte, zu taufen mit Waſſer,
r hatte zu ihm geſagt: Über welchen du ſehen wirſt den Geiſt
rabfahren und auf ihm bleiben, der iſt's.“[1]) Und das hatte
, wie Johannes berichtet, geſehen, als Jeſus ſich von ihm
ufen ließ. Von da ab hört er nicht auf zu bezeugen, daß
:ſus der verheißene Meſſias ſei. Infolgedeſſen kann er auch
n Abgeſandten der jüdiſchen Obrigkeit die bekannte Antwort
ben, mit der das Johannesevangelium nach dem Prolog beginnt,
ſei weder der Meſſias, noch der wieder erwartete Elias,
ch der Prophet, ſondern nur die Erfüllung der Weisſagung
m Vorläufer des Geſalbten; dieſer ihm weit überlegene Geſalbte
bſt hingegen lebe vorläufig noch unerkannt in ihrer Mitte.

Am Tage darauf ſpricht er zu ſeinen Jüngern in bezug
f Jeſus das tiefſinnige Wort: „Sehet, das Lamm Gottes, das
ıwegnimmt die Sünde der Welt“, ein Wort, das, voll
aßt, die tiefſten Tiefen des Lebens Jeſu in ſich ſchließt.
ın kann man ſich füglich wundern, wie Johannes zu dieſer
eſe gekommen iſt, zu einer Tiefe der Erkenntnis, die ſich doch
ı Apoſteln erſt lange nach der Selbſtaufopferung des Lammes
Kreuze allmählich erſchloß und die ſelbſt heute noch ſo vielen

---

ßte. Nicht ein Wort erinnert an die Synoptiker, und doch wird alles,
ɜ wir dort erfahren, als bekannt vorausgeſetzt. — Doch damit ſei es
: für dieſe Arbeit genug. Daß Johannes als erſter geſchrieben hat,
mit überreichen Gründen von Wuttig in der äußerſt beſcheidenen, aber
iegenen Schrift „Das Johanneiſche Evangelium und ſeine Abfaſſungs-
“ (Deichert, Leipzig) ein- für allemal bewieſen worden; und dieſer Be-
ɜ wird hoffentlich in allernächſter Zeit von einem andern mit ſehr
neuen und triftigen Gründen erneuert werden.

[1]) Joh. 1, 33.

ganz und gar verschlossen ist. Man darf aber andererseits auch nicht vergessen, daß einem Juden dies ganze Bild auf Grund des Opferdienstes sehr viel näher lag als uns. Zwar liegt in ihm der genaue Gegensatz zu dem, was man vor allem vom Messias erwartete; aber es ist doch auch nicht ausgeschlossen, daß Jesus nach der Taufe mit Johannes ein längeres Gespräch über sich und seine Zukunft geführt und ihm dabei den Sinn der berühmten Jesajastelle vom Lamme Gottes (Jes. 53, 7) erklärt hat.

Am nächsten Tage folgen auf ebendiese Worte des Täufers hin zwei der bisherigen Johannesjünger, Andreas und der spätere Apostel Johannes, der sich in seinem eigenen Bericht geflissentlich verschweigt, dem von ihrem bisherigen Meister so Bezeichneten nach und werden mit ihren Gesinnungsgenossen Simon, Philippus und Nathanael seine Jünger.

In diesem ersten Bericht, den wir dem Apostel Johannes verdanken, wird die eigentliche Tätigkeit des Täufers als bekannt vorausgesetzt, jedenfalls wird sie vollständig übergangen. Wir erfahren nachher nur noch nebenbei[1]), daß Johannes später ins Gefängnis kam. Lukas, der in unseren Ausgaben an dritter Stelle zu stehen pflegt, füllt diese Lücke aus. Er berichtet[2]) zunächst von der allgemeinen Zeitlage, kennzeichnet die Wassertaufe als eine Bußtaufe, vervollständigt die von Johannes angeführte Prophetenstelle, zeichnet ein Bild von der Predigtweise des Täufers und gibt uns den Grund an, warum Herodes später den großen Bußredner ins Gefängnis legte. Zudem ergänzt er das, was wir vom Johannesevangelium her bereits über die Taufe Jesu wissen, durch einen anschaulichen Bericht.

Matthäus nimmt als dritter Darsteller in seiner sonderbaren Zeitangabe „in jenen Tagen“[3]) wahrscheinlich auf die Zeitbeschreibung seines Vorgängers Lukas Bezug; denn auf den Schluß des vorhergehenden Kapitels paßt der Ausdruck in keiner

[1]) Joh. 3, 24.

[2]) Lk. 3, 1 ff. Das Auftreten des Täufers wird in das 15. Jahr der Regierung des Kaisers Tiberius gesetzt, das wäre, falls man nach römischer Sitte das Jahr 12, gegen dessen Ende Tiberius Mitregent wurde, mitzählt, das Jahr 26 n. Chr. Geburt, das Jahr, in dem Johannes und Jesus, falls sie im Jahre 5 vor unserer Zeitrechnung geboren wurden, das 30. Lebensjahr vollendeten.

[3]) Mt. 3, 1.

Weise. Er erst entwirft uns ein Bild der äußeren Erscheinung und der Lebensweise des Täufers, beschreibt den Kreis, aus dem seine Zuhörerschaft bestand, berichtigt die Darstellung des Lukas in Kleinigkeiten und gibt schließlich den vervollständigten Bericht über die Taufe Jesu[1]). Man hat das dabei mitgeteilte Gespräch für unvereinbar mit dem von Johannes Berichteten erklärt. Doch ohne Grund. Die Taufe des Johannes war eine Bekundung der Reinigungsbedürftigkeit desjenigen, der sich untertauchen ließ, mithin ein Bußakt für Sünder. Wenn nun Johannes ehrlich war, wußte er, daß auch er vor Gott nicht rein sei, weil eben kein natürlicher Mensch ohne Makel vor Gott ist. Wenn er aber Jesus persönlich kannte, was ja auch durch den Ausdruck bei Johannes, wie wir sahen, nicht ausgeschlossen ist, und wenn er kein blinder Eiferer war, dann konnte er Jesus keiner Sünde zeihen. Jesus selber konnte ihm aber auch keine Sünde bekennen. Folglich mußte Johannes die Taufe ablehnen, sie hatte keinen Sinn; es hätte nur Sinn gehabt, wenn er sich selbst von Jesus hätte taufen lassen. Aber Jesus verlangt die Taufe als eine Gottesordnung, die auch an ihm vollzogen werden muß; und wer weiß, ob er dies nicht in einer unmittelbar auf die Taufe folgenden Unterredung damit in Zusammenhang gebracht hat, daß er als Lamm Gottes stellvertretenderweise die Sünden der ganzen Menschheit auf sich genommen habe? Auch nach dem Bericht des Matthäus hindert uns also nichts, wie bisher anzunehmen, daß Johannes erst durch das wunderbare Ereignis nach der Taufe zur unzweifelhaften Klarheit über die Messianität Jesu kam.

Nachdem wir so die drei aufeinanderfolgenden Berichte, so weit sie von Johannes dem Täufer handeln, durchgegangen sind, erübrigt es uns nur noch darauf hinzuweisen, daß Markus, der sich mit Reden nicht aufzuhalten liebt, aus den Berichten

---

[1]) Der erste, der diese Zusammenhänge in der Reihenfolge unserer Evangelien auf Grund der eben erwähnten Untersuchung von Wuttig bis ins einzelne genau untersucht und übersichtlich dargestellt hat, ist Küppers in seinen „Neuen Untersuchungen über den Quellenwert der vier Evangelien“ (Groß-Lichterfelde bei Edw. Runge). Unsere Darstellung beruht im wesentlichen auf der ebenfalls von Küppers im Rungeschen Verlag erschienenen Evangelienharmonie. Dieselbe ist mit Benutzung des revidierten Luthertextes hergestellt und ist infolge ihrer eigentümlichen Anordnung zum Vergleichen und Auffinden des Textes sehr bequem. Preis 2,75 Mk., gebd. 3,75 Mk.

von Lukas und Matthäus das sachlich Wichtige so kurz wie möglich zusammenstellt; er hat es hier ganz fühlbar eilig.

Damit ist denn auch alles, was über die ersten Beziehungen Jesu zu Johannes zu sagen ist, im wesentlichen erschöpft. Johannes hat seine Lebensaufgabe selbständig im Verkehr mit Gott erfaßt, ganze Scharen hat er zur Erkenntnis ihrer Sündhaftigkeit gebracht; sie haben ihm ihre Sünden bekannt, und durch die Taufe ihre Reinigungsbedürftigkeit öffentlich bekundet. Jesus erkennt diese Tätigkeit des Täufers unumwunden an, indem er sich selbst darunter stellt. Bei dieser Gelegenheit erst kommt Johannes zur klaren Erkenntnis seines Nachfolgers im Erlösungsplane Gottes, er sieht ein, daß sein Stern nun erbleichen muß; und in echter Glaubenstreue wirkt er selbst dazu mit, daß seine Jünger zu Jesus übergehen.

Jesus aber tritt nach der Taufe sofort aus der Unterordnung unter Johannes heraus und geht seine eigenen Wege, und zwar zunächst in die Wüste.

Als er zurückkommt, schließen einige Johannesjünger sich ihm an[1]) und begleiten ihn drei Tage[2]) lang, bis sie nach Kana kommen, dem unweit Nazareth gelegenen Wohnort des Nathanael[3]). Maria und die Brüder Jesu sind dort auf einer Hochzeit und da Jesus samt seinen fünf Begleitern nun plötzlich unerwartet dazu kommt, ist er auf jeden Fall mit Schuld daran, daß vor der Zeit der Wein ausgeht. Ihn zu ersetzen, ist seine natürliche Pflicht. Maria erinnert ihn daran, wohl in der Meinung, er werde irgendwo Wein holen lassen. Da er ihr sagt, er werde zur rechten Zeit seine Schuldigkeit tun, und zwar allein, ohne ihre Hilfe, hätte sie beruhigt sein können. Wie aber, wenn die Diener sich weigerten, auf des Fremden Geheiß in aller Stille Wein zu holen? Auch dem beugt Maria vor. So kam es, daß die Diener auf Jesu Weisung ohne weiteres die sechs Krüge mit Wasser füllten, daraus schöpften und dem nichts ahnenden Speisemeister davon brachten, kurz, daß alles in größter Stille ohne Aufsehen vor sich ging.

Von Kana reiste Jesus nach Kapharnaum. Wir müssen hier bedenken, daß Maria eine Schwester namens Salome hatte, die mit dem Fischer Zebedäus in Bethsaida bei Kapharnaum am See Genezareth verheiratet war. Einer der Söhne dieses

---

[1]) Joh. 1, 36 ff. — [2]) Joh. 2, 1. — [3]) Joh. 21, 2.

Hauſes, alſo ein Vetter Jeſu, der ſpätere Apoſtel Johannes, gehörte zu den genannten fünf erſten Jüngern. Da drei andere aus dieſem Kreiſe, Philippus, Petrus und Andreas, ebenfalls dort wohnten, reiſten ſie alle zuſammen mit Maria und Jeſu Brüdern dorthin. Doch währte der Beſuch nur einige Tage, und es iſt anzunehmen, daß Jeſus mit Mutter und Brüdern darauf nach Nazareth zurückkehrte.

Wir haben keinen Grund zu glauben, daß er vor Oſtern dann noch irgend etwas Außergewöhnliches getan hätte. Noch war ſeine Zeit nicht gekommen, noch war vielmehr die Zeit des Johannes. Doch was er war, das war er; das zeigt ſich deutlich am kommenden Oſterfeſt, am Oſterfeſt des Jahres 27.

Kurz vor dem Feſte kommt er nach Jeruſalem, wahrſcheinlich wieder in Begleitung der fünf Jünger. Sie treten mit ihm in den Vorhof des Tempels und finden da das übliche große Feſtmarktsgetriebe. Hätte nun Jeſus dem jüdiſchen Tempeldienſt und all ſeinen Zeremonien gegenüber die kühle Stellung eingenommen, die man ihm vielfach zuſchreibt, oder hätte er die vielgeprieſene Gutmütigkeit beſeſſen, die ſich mit allem abfindet, ſo hätte er dies Marktleben mit dem Bewußtſein betrachtet, daß ſolche „Äußerlichkeiten“ dem inneren religiöſen Leben keinen weſentlichen Schaden oder Nutzen bringen können. Er denkt aber anders. Ihm iſt der Tempel die geweihte Stätte des lebendigen Gottes, das Haus ſeines Vaters, des dreimal Heiligen, dem alle Unordnung ein Greuel iſt; dieſe Stätte ſieht er als Marktplatz mißbraucht. Er hat gewiß nichts gegen den Handel; aber daß die hoheprieſterliche Behörde die Unantaſtbarkeit dieſes Ortes nicht wahrt, das treibt ihm das Blut in die Adern, ein heiliger Zorn durchflammt ihn, und als ein Mann der Tat und nicht der Worte flicht er mit der auch in der höchſten Erregung ihm eigenen Ruhe, ohne Worte zu machen, aus Stricken eine Geißel und treibt dann plötzlich die Rinder und Schafe zum Tempel hinaus. Den Wechslern ſchüttet er vor ihren Augen das liebe Geld auf den Boden, die Taubenhändler heißt er eiligſt ihre Körbe von dannen tragen; und niemand wagt ihm Widerſtand zu leiſten. Nach ſeiner Berechtigung zu ſolchem Tun gefragt, erhebt er ſich zu dem berühmten Ausſpruch über ſein Ende und ſeine Auferſtehung. Schon jetzt alſo ſteht ihm alles klar vor Augen, wie's in den Propheten verheißen iſt. Er weiß, daß die zweite Perſon der

Gottheit leibhaftig in ihm wohnt, daß sein Leib mithin ein Tempel Gottes ist, und in diesem Sinne weist er auf sich selber hin und spricht: „Reißt diesen Tempel nieder, und in drei Tagen werde ich ihn aufrichten.“ [1]) Man versteht ihn natürlich nicht, man meint, er rede vom eigentlichen Tempel; er aber hält es nicht für nötig, ihr Mißverständnis aufzuklären. Er kann warten; man wird ihn schließlich doch verstehen.

Das ganze Verhalten Jesu an diesem Osterfeste ist ein Beweis für die Klarheit, mit der ihm schon damals alles vor Augen stand. Er tut Wunder, und viele fassen Vertrauen zu ihm; trotzdem befleißigt er sich strenger Zurückhaltung, weil er sich über ihren Glauben gar keine Illusionen macht, ja die Kreuzigung bereits voraussieht. Wie unumwunden er gleichzeitig auf dem Boden des Täufers steht, darüber belehrt uns das damals geführte Gespräch mit Nikodemus. Trotz der aufrichtigen Absicht dieses angesehenen Mannes läßt sich Jesus auf keine Erörterung mit ihm ein. Ein Mann, der sich zu den „Gerechten“ zählt, die der Buße, mithin auch der Wassertaufe des Johannes nicht zu bedürfen glauben, ein solcher bedarf, um für das himmlische Reich, das mit Jesus seinen Anfang nahm, in Betracht zu kommen, zunächst noch einer völligen Umwandlung, einer Wiedergeburt; denn er ist vorläufig nur „Fleisch“. Das Fleisch aber bedarf nun einmal des Wassers der Buße und außerdem des Wehens des Geistes, der von oben ist, wenn anders es in das Reich des Gesalbten Gottes eingehen soll. Darnach weist Jesus auf seine himmlische Herkunft und die darauf beruhende Zuverlässigkeit seiner Aussagen hin und schließt mit dem grandiosen Hinweis auf die eherne Schlange in der Wüste, das wunderbare Vorbild der Kreuzigung. Dieser Vergleich schließt eine solche Fülle von Heilsgedanken in sich, daß der Evangelist nicht umhin kann, eine dogmatische Betrachtung daran anzuschließen, wie sie eigentlich nur an den Schluß einer Gesamtdarstellung des Lebens Jesu gehörte.

Trotz alledem hält Jesus seine Zeit immer noch nicht für gekommen. Den ganzen Sommer und Herbst dieses Jahres hält er sich mit seinen wenigen Jüngern in der Landschaft Judäa auf und tut genau dasselbe, was Johannes tut, nur

[1]) Joh. 2, 19.

daß er die Taufe nicht selbst vollzieht, sondern durch seine Jünger ausführen läßt. Er erweckt sogar die Eifersucht der Johannesjünger, weil er mehr Zulauf hatte als ihr Meister. Man hat diese Tatsache vielfach übersehen und dadurch den wichtigen Gedanken aus dem Auge verloren, daß Jesus ganz wie Johannes in allen Menschen von vornherein Sünder erblickt, die jeglichen Ruhmes vor Gott ermangeln und denen, falls sie dem gerechten Zorne Gottes entrinnen wollen, vor allem andern eins not tut, nämlich Reinigung.[1])

Zur Saatzeit, vier Monate vor der Ernte, die in Palästina zwischen Ostern und Pfingsten fällt, also etwa im Dezember reist Jesus durch Samaria nach Galiläa zurück. Trotz der Anerkennung, die er dort findet, läßt er sich nicht länger als zwei Tage aufhalten, so daß er also noch vor Schluß des Jahres 27 wieder in seiner Heimat gewesen sein muß.[2])

Dabei kam er zunächst wieder nach Kana und wirkte dort das Wunder der Heilung des Sohnes des königlichen Beamten. Auch in Kapharnaum, wohin er wohl die Jünger begleitete, tat er Wunder, zog aber dann, allem Anschein nach allein, höchstens von seinem Vetter Johannes begleitet, in Galiläa umher. An den Sabbaten trat er in den Synagogen auf und lehrte.[3]) Allenthalben nahm man ihn mit Freuden auf, denn die Wunder, die er zu Ostern in Jerusalem gewirkt hatte, waren noch in aller Gedächtnis. Bittere Feindschaft mußte er hingegen in Nazareth erleben. Vor der in der Synagoge versammelten Vaterstadt bekennt er sich schlicht und einfach als den Messias. Man staunt ihn an; als aber seine Rede schneidend wird, da greift man ihn und schleppt ihn an den oberen Rand des Bergabhanges, um ihn hinabzustürzen. Er aber schreitet mitten durch sie hin und geht davon, ohne daß jemand ihn von neuem zu fassen wagt. Er geht nach Kapharnaum, wohl zu seinen Verwandten und lehrt dort Sabbat für Sabbat beim Gottesdienst[4]), wie Schriftgelehrte zu tun pflegten.

Zum Osterfeste[5]) ist er wieder in Jerusalem und heilt an einem Sabbat beim Teiche Bethesda den Menschen, der seit achtunddreißig Jahren krank lag. Aus der Rede von jenem

[1]) Joh. 3, 22. 26; 4, 2. — [2]) Joh. 4, 35. 40. — [3]) Joh. 4, 46 ff. Luk. 4, 23. 15. — [4]) Lukas 4, 16 ff. — [5]) Auf dem Boden von Wuttig und Küppers ist nicht daran zu zweifeln, daß dieses vielumstrittene Fest (Joh. 5. 1) ein Osterfest war.

Tage, die uns Johannes aufbewahrt hat, erfahren wir, daß nunmehr der Tätigkeit des Täufers durch Gefangensetzung ein Ziel gesetzt ist. Mit bitteren Worten spricht Jesus von der Stellung des offiziellen Judentums zu Johannes dem Täufer, erhebt sich aber gleichzeitig himmelhoch über ihn und gibt schließlich dem Gedanken Ausdruck, daß er in Jerusalem keinen rechten Glauben mehr zu finden hoffe.[1]) Unmittelbar darauf verläßt er die heilige Stadt, um sie anderthalb Jahre nicht mehr zu betreten. Er wohnt von nun ab, da die Heimatstadt ihn nicht mehr duldet, in dem durch ihn berühmt gewordenen Kapharnaum. Jetzt endlich ist seine Zeit gekommen, jetzt beruft er endgültig die zwölf Apostel zu ständigen Begleitern und beginnt die großartige Tätigkeit unter dem galiläischen Landvolke, mit der wir uns im nächsten Kapitel befassen müssen. Hier sei nur noch vom Ausgang der Beziehungen zu Johannes dem Täufer die Rede.

Es muß gegen Ende des nun beginnenden zweiten Jahres der öffentlichen Wirksamkeit, jedenfalls vor Frühjahr 29 gewesen sein, als Johannes aus dem Gefängnis zwei Boten zu Jesus sandte. Er war in seinem Glauben irre geworden und erhält nun von Jesus, der eben dabei ist, viele Kranke zu heilen, die charakteristische Antwort: „Geht hin und verkündet Johannes, was ihr gesehen und gehört habt: Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden rein, Taube hören, Tote stehen auf, Armen wird frohe Botschaft und selig ist, wer keinen Anstoß an mir nimmt.“ Vor allem Volk spricht Jesus dann noch einmal von der Größe des Täufers, aber auch davon, daß nun eine neue Periode des Heils begonnen habe, die an sich höher sei als die bisherige, innerhalb deren der Täufer noch stand. Mit bitterer Ironie schildert er diejenigen, die weder zu ihm noch zu Johannes die rechte Stellung finden können, weil sie sich einbilden, Gottes Männer müßten nach ihrer Pfeife tanzen.[2]) Bei der Einladung, die einer der Pharisäer ihm bei dieser Gelegenheit zuteil werden läßt,[3]) zeigt er in seinem Anstoß erregenden Verhalten gegen die stadtbekannte Sünderin, wahrscheinlich Maria Magdalena, wie ernst es ihm mit seiner Sünderliebe ist und wie schroff er noch immer den hochmütigen „Gerechten“ gegenübersteht, die der Taufe nicht zu bedürfen glaubten. Wie nahe er in den Augen aller Welt dem

[1]) Joh. 5, 33 ff. Matth. 4, 12. — [2]) Luk. 7, 32 ff. — [3]) Luk. 7, 36.

Täufer ſtand, ergibt ſich ſchließlich auch daraus, daß Herodes im Frühjahr 29, als er auf ſeinen Geburtstag der Herodias zu Liebe den Täufer hatte enthaupten laſſen, in ſeiner Gewiſſensangſt Jeſus für den auferſtandenen Johannes hielt.[1])

Jeſus ſteht demnach im vollſten Sinne des Wortes auf dem Boden der Bußpredigt des Täufers; nur erhebt er ſich gleichzeitig von vornherein himmelhoch über ihn ſowohl wie über alle Menſchen. Er iſt vom Himmel und redet, was er unmittelbar aus dem Himmel weiß; eben deshalb bedarf er keiner Anlehnung an andere Gottesmänner.[2]) Er iſt eben der, auf den bis dahin alle Gottesmänner hingewieſen hatten, vor dem mithin der Täufer trotz all ſeiner Größe ebenſo in den Schatten treten muß, wie alle andern Propheten und Helden nicht nur des alten Bundes, ſondern aller Zeit überhaupt.

---

[1]) Luk. 9, 7 ff. Mt. 14, 1 ff. Mk. 6, 14 ff. — [2]) Joh. 3, 11. 13.

Jesus und das Volk.

Die sogenannte galiläische Wirksamkeit Jesu ist bei Zugrundelegung der früheren Anschauungen über die Entstehung der vier Evangelien ein unentwirrbares Knäuel von Reisen, Reden, Wundern und einzelnen Bemerkungen. Auf Grund der neuen von Wuttig und Küppers vertretenen Auffassung über die Entstehungsgeschichte der Evangelien ergibt sich statt dessen ein äußerst klares Bild von diesem ereignisreichen Jahre. Bevor wir jedoch darauf eingehen, müssen wir zunächst eine wichtige dogmatische Frage erledigen, da ohne dies die ganze Tätigkeit Jesu in dieser Periode nicht gewürdigt werden kann.

Wir haben es hauptsächlich mit Krankenheilungen zu tun, und man hat sich in neuerer Zeit gewöhnt zu sagen, Jesus habe den Anschauungen seiner Zeit gemäß alle Krankheiten auf Besessenheit zurückgeführt. Das ist fürs erste nicht wahr; Jesus hat vielmehr nur gewisse krankhafte Erscheinungen, insbesondere diejenigen, die heutigen Tages in den Irrenanstalten behandelt werden, als Folge von Besessenheit aufgefaßt. Dann hat man an dem innigen Zusammenhang Anstoß genommen, den Jesus zwischen Krankheit und Sünde annimmt; sagt er doch gern zu den Geheilten: Sündige fortan nicht mehr, auf daß dir nichts Ärgeres widerfahre. Zwar hat er angesichts des Blindgeborenen in Jerusalem den unmittelbaren Zusammenhang zwischen Sünde und Krankheit ausdrücklich bestritten;[1]) aber ein mittelbarer Zusammenhang besteht doch unbestreitbar in seinen Augen, ja es besteht sogar, wenn man den Ausdruck gebrauchen will, in Jesu

[1]) Joh. 9, 3.

Augen auch ein Zusammenhang zwischen gewöhnlicher Krankheit und Besessenheit.

Ihm ist, das müssen wir bedenken, die ganze Welt voll unsichtbarer böser Geister, die den Menschen zu Lug und Trug, zu Eitelkeit und Herrschsucht verführen, die ihn immer weiter von Gott abziehen, bis das Ebenbild Gottes in ihm völlig verwischt, die natürliche Ordnung der Triebe in ihm gänzlich zerstört, kurz alles zum Verderben vorbereitet ist. Der oberste dieser zahllosen Geister ist Satan, „der Fürst dieser Welt." Aber es gibt auch ebenso zahllose gute Geister, die als ebenso viele unsichtbare Arme Gottes allenthalben geschäftig sind, die Auserwählten Gottes auf den Händen zu tragen, daß sie ihren Fuß nicht an einen Stein stoßen. „Mehr als zwölf Legionen" davon stehen jederzeit zu seiner eigenen Verfügung, und jedes einzelne Kind hat seinen besonderen Engel vor dem Angesichte seines Vaters im Himmel stehen.[1])

Schon im alten Bunde kannte man diese unsichtbare Welt, aber erst Jesus hat sie so deutlich in den Vordergrund gestellt, wie wir es in allen Schriften des Neuen Testamentes finden. Als zweiter Adam und Begründer eines neuen Geschlechtes mußte er versucht werden wie der erste. Nur von ihm selbst können die Apostel das erfahren haben, was uns in der sog. Versuchungsgeschichte über seinen Entscheidungskampf mit Satan erhalten ist. Es zwingt uns freilich nichts zu der fatalen Annahme, daß Satan, wie Mephisto im Faust, sichtbar neben ihm hergegangen sei; aber daran, daß Jesus bewußt mit der von einem fremden, nicht menschlichen Geiste an ihn herantretenden Versuchung gekämpft hat, können wir nicht zweifeln, ohne der Wahrhaftigkeit der ganzen evangelischen Berichterstattung zu nahe zu treten.[2])

Um die Beziehungen des Menschengeschlechtes zum Reiche der Geister zu verstehen, muß man bedenken, daß nach Jesus der innerste Kern unserer Persönlichkeit, das eigentliche Ich, das denkt und will, ebenfalls ein wirklicher Geist, nämlich die sog. Seele ist, die nicht mit dem Leibe getötet werden, also auch nicht sterben kann. Abraham, Isaak und Jakob sind ihm, obwohl ihr Leib begraben ist, dennoch lebende Persönlichkeiten,

---

[1]) Mt. 18, 10. — [2]) Matth. 4, 1—11.

weil eben ihre Seelen nicht ſterben konnten.[1]) An dieſen Seelen, als an ihresgleichen, nicht an den Leibern, iſt den unſichtbaren Geiſtern vor allem gelegen. Ihr Führer, der durch die Schlange ſymboliſch dargeſtellte „Vater der Lüge", alſo der Satan hat im Paradieſe die Seelen der erſten Menſchen aus der Unterordnung unter Gott hinweggelockt in das Gebiet der eigenen gottloſen Willkür. Die Lebensverbindung zwiſchen Schöpfer und Geſchöpf, auf die der Menſch angelegt iſt, ohne die es darum für ihn kein wahres Leben, kein Glück und keine Befriedigung gibt, war damit zerriſſen, und die Folge war Entartung, Krankheit und Tod. So, als eine von Gott abgefallene Maſſe ſtand die Menſchheit in Jeſu Augen da, und er ſcheute ſich nicht, die Führer ſeines Volkes ins Geſicht „Kinder Satans, des Vaters der Lüge", zu nennen.[2]) Eben dieſe Herrſchaft Satans, den die Freiheit der Menſchen zum „Fürſten dieſer Welt" gemacht hat, das iſt in ſeinen Augen die große Not, an der die Menſchheit krankt; von Satan und der Einwilligung des Menſchen in ihn, d. i. der Sünde kommt alles Elend; und dieſem Elend, das in tauſendfacher Form die Menſchenwelt beherrſcht, das dem einzelnen als Krankheit, d. h. als Störung ſeiner Lebensfunktionen beſonders empfindlich wird, dieſem Jammer tritt Jeſus als himmliſcher Gebieter, als heilender Fürſt des Lebens ſiegreich entgegen und bekundet damit, daß er der langverheißene Meſſias iſt.

Die mannigfachen Zeit- und Ortsangaben bei Lukas, Matthäus und Markus ermöglichen es uns, Jeſus an zwei auseinanderliegenden, aller Wahrſcheinlichkeit nach aber zwiſchen Oſtern und Pfingſten des Jahres 28 gelegenen Tagen bei dieſem Siegeszug gegen Not und Tod zu begleiten. Der erſte dieſer beiden Tage iſt der Sabbat, an dem er zum erſtenmal mit ſeinen zwölf ſtändigen Begleitern in ſeine Stadt Kapharnaum einzieht.

Es iſt die Zeit der „Lilien" und des Sammelns in die Scheunen. Jeſus hat die Nacht betend auf einem Berge verbracht; denn es ſteht ein entſcheidender Tag bevor. Beim Tagesgrauen wählt er endgültig die zwölf Apoſtel aus der größeren Zahl von Jüngern aus und ſteigt mit ihnen auf eine ebene Stelle des Gebirges hinab[3]). Dort findet er große

---

[1]) Matth. 10, 28; 22, 32. — [2]) Joh. 8, 44. — [3]) Luk. 6, 12—19.

Scharen Volks versammelt. Sie sind weither gekommen, um ihn zu hören, und um von ihm geheilt zu werden; denn sein Ruf ist bereits bis in die Nachbarländer gedrungen. Er heilt sie alle und hält dann vor versammelter Menge die bekannte Bergpredigt. Selig preist er die, die im Sinne des großen Johannes arm geworden und Buße getan haben und nun bedürftig sind nach der Rechtbeschaffenheit, die vor Gott gilt, zu der ein reines Herz gehört, das sich bekundet in Geduld, Sanftmut, Barmherzigkeit und friedlichem Sinn, das aber freilich in dieser Welt vorläufig nicht ohne Schmähung und Verfolgung durchkommen kann;[1]) ein Wehe aber ruft er denen zu, die von alledem das Gegenteil, die reich und voll, lachend und von aller Welt gelobt und geehrt sind.[2]) Im weiteren Verlauf entwickelt er den großen Gegensatz zwischen der wahren Rechtbeschaffenheit und der Gerechtigkeit der tugendstolzen Pharisäer, zeigt den schmalen Weg, der von der breiten Straße des in Mammon und Sorgen untergehenden irdischen Sinnes ab- und zum wahren Leben hinaufführt, und schließt mit dem Vergleich der beiden Lebensrichtungen durch zweierlei Häuser, von denen das eine hält, während das andere zusammenbricht, wenn die Wetter kommen, in denen sich zeigt, was echt und gediegen, und was nur obenhin zum Schein gebildet ist.

Nun zieht er hin zu seiner Stadt. Unterwegs, in einem Städtchen heilt er einen Aussätzigen, wohl zum Zeichen, daß er es ist, der die geforderte hohe Reinheit des Wesens herstellen kann, mag die Unreinheit vorher auch noch so groß gewesen sein.[3])

Beim Eintritt in Kapharnaum begegnen ihm Älteste der Juden, die für den heidnischen Hauptmann, der um Heilung für seinen Knecht bitten läßt, ihre Fürsprache einlegen. Als in der Nähe des Hauses Freunde des Hauptmanns die ergebene Bitte in einer Weise wiederholen, aus der die Glaubensstärke des Heiden strahlend hervorleuchtet, benutzt Jesus die Gelegenheit, um darauf hinzuweisen, daß in sein Reich auch Heiden aus allen Ländern berufen werden sollen und daß der Mehrheit der Juden Verwerfung bevorstehe.[4]) Der Knecht ward dann gesund, ohne daß Jesus das Haus betrat.

---

[1]) Matth. 5, 1 ff. — [2]) Luk. 6, 20 ff. — [3]) Matth. 8, 1 ff. — [4]) Luk. 7, 1 ff. Matth. 8, 11 f.

Jesus konnte sich wohl auch nicht aufhalten; denn er ist auf dem Wege zur Synagoge, die er pflichtschuldig Sabbat für Sabbat besucht. Dort heilt er einen Besessenen, vollzieht also, nachdem er unterwegs einen Kranken von einer äußeren Unreinigkeit, dem Aussatz, einer Hautkrankheit, befreit hat, wieder eine Reinigung; wenigstens erfahren wir weiter nichts, als daß es sich um einen unreinen Geist gehandelt habe.[1])

Nach Schluß des Gottesdienstes geht er in Simons Haus und heilt dort dessen Schwiegermutter, die darauf bei der Herstellung des Essens mit tätig ist. Das Gerücht von alledem erfüllt dermaßen die Bevölkerung, daß am Abend die ganze Stadt vor dem Hause versammelt ist; man bringt ihm Kranke und Besessene in großer Zahl, und alle werden geheilt. Doch solchen Trubel liebt er nicht. In der Nacht, noch ehe der Morgen graut, entzieht er sich dem Volke und geht an einen einsamen Ort. Simon und mehrere andere seiner Apostel folgen ihm nach. Sie berichten, wie sehr man nach ihm verlangt; er aber gibt nicht nach, sondern zieht mit den Seinigen an andere Orte und predigt und heilt, wie die Gelegenheit sich bietet.[2])

Von dieser Reise ist uns nur ein Begebnis bekannt, die bald darauf, vielleicht schon am folgenden Tage geschehene Auferweckung des Jünglings, den man in Nain zum Stadttor hinaustrug, als Jesus sich gerade dem Tore näherte. Der Tote war der einzige Sohn einer Witwe. Der Anblick schneidet dem Herrn ins Herz. Darum spricht er zur Mutter: „Weine nicht," und zu dem Jüngling: „Ich sage dir, stehe auf!" Und was er sprach, geschah. Ja, er läßt es sich nicht nehmen, eigenhändig noch die Hand des Sohnes in die der Mutter zu legen.[3])

Wie diesem ersten Tage von Kapharnaum ein interessantes Ereignis folgt, so geht dem andern Tage, der uns aus dieser Zeit erhalten ist, ein solches voran. Es ist viel Volks um Jesus versammelt; er aber will Ruhe haben. Darum fährt er mit einigen Jüngern hinüber an das östliche Ufer des Sees von Genezareth. Es scheint bereits Abend zu sein; denn er schläft ein und zwar so fest, daß selbst der Sturm, der sich erhebt, ihn nicht zu stören vermag. Den Jüngern wird diese

---

[1]) Luk. 4, 33 ff. Mark. 1, 23 ff. — [2]) Luk. 4, 38 ff. Mark. 1, 29 bis 39. — [3]) Luk. 7, 11 ff.

Ruhe unheimlich. Statt zu bedenken, daß dieser ihr Meister im Ratschlusse Gottes doch nicht dazu bestimmt sein könne, mit seinen Getreuen jämmerlich zu ertrinken, machen sie sich Sorgen, um die sie nachher gescholten werden. Er aber, nachdem sie ihn in ihrer Angst nun einmal geweckt haben, läßt den Anlaß nicht vorübergehen, ohne ihnen zu zeigen, daß auch Wind und Wellen ihm gehorchen müssen.[1])

Das jenseits des Sees gelegene Land der Gadarener, in das sie kamen, hatte nicht lange die Ehre, Jesus zu seinen Bewohnern zu zählen. Schuld daran war eine Schweineherde, die auf das tobsüchtige Gebaren eines Geistesgestörten hin dem steilen Seeufer zurannte, ins Wasser stürzte und ertrank. In den Berichten steht, die bösen Geister, die in diesem armen Tobsüchtigen ihr Wesen trieben, hätten um Erlaubnis gebeten, in die Schweine fahren zu dürfen, dann habe sich die Herde dem Ufer zugestürzt und sei ertrunken. Daß gerade die bösen Geister die Schweine ins Wasser getrieben hätten, steht nicht da; wir werden uns also die Sache wohl so zurechtlegen dürfen, daß die Heilung dieses Menschen, wie uns in andern ähnlichen Fällen besonders berichtet wird,[2]) mit einem gewaltigen letzten Wutausbruch verbunden war, und daß dies schreckliche Gebaren für die Herde die Veranlassung zu einer Panik war, infolge deren sie kopfüber den Abhang hinunterstürzte. Denn was es mit der großen Zahl der bösen Geister dieses Menschen für eine Bewandtnis hat, und wie wir uns das Verhältnis der Geister zu den Schweinen denken sollen, darüber werden wir vorläufig wohl doch nicht zur Klarheit kommen. Klar ist immerhin soviel, daß die Leute in jener Gegend über den Verlust der Schweine — es waren gegen zweitausend — ganz außer sich waren. Wenn ihnen auch der arme Tobsüchtige sehr unbequem gewesen war, weil niemand ihn fesseln und niemand ohne Lebensgefahr an ihm vorbeigehen konnte,[3]) so waren sie doch begreiflicherweise der Ansicht, daß die Heilung eines einzigen Menschen mit dem Verlust von zweitausend Schweinen zu teuer erkauft sei. Sie mögen weiteren Schaden an Hab und Gut befürchtet haben; jedenfalls baten sie Jesus dringend, ihr Gebiet zu verlassen.

---

[1]) Mark. 4, 35 ff. — [2]) Mark. 1, 26; Luk. 4, 35; Mark. 9, 26. — [3]) Matth. 8, 28.

Die Kritik hat sich mit dieser Heilung sehr viel befaßt und unüberwindliche Schwierigkeiten in den Berichten gefunden. Lukas berichtet von einem Besessenen, Matthäus spricht von zweien und Markus wieder nur von einem. Hätten wir den Markusbericht nicht, so müßten wir der neueren Auffassung zufolge[1]) Matthäus glauben; da aber Matthäus hier fast nur einen Auszug aus Lukas bringt und außerdem, wie wir nachher erfahren, trotz erfolgter Erwählung zum Apostel gleich nach dem Einzug in Kapharnaum sich wieder in sein Zollhaus am See Genezareth gesetzt hatte, da ferner Markus hier ganz besonders eingehend und anschaulich erzählt, alle diese Einzelheiten aber wahrscheinlich von Petrus, einem gesicherten Augenzeugen dieses Ereignisses, hat, so werden wir wohl annehmen dürfen, daß es sich wirklich nur um einen einzigen Besessenen gehandelt hat. Daß dieser Jesus ohne weiteres als „Sohn des Allerhöchsten" anredet, das hat er mit den meisten seiner Leidensgenossen gemein. Man hat sich oft gefragt, warum wohl gerade damals in Palästina so viele Fälle von Besessenheit vorkamen. Es ist wirklich geradezu, als hätte die Hölle damals eine krampfhafte Anstrengung gemacht, wie sie in dieser Art und in diesem Maße nie wieder vorgekommen ist. Stand doch auch damals die für uns sowohl wie für sie entscheidende Haupttat im großen Erlösungsplane Gottes in Frage.

Zum Schluß sei noch darauf hingewiesen, daß der Geheilte gern gleich ein Jünger Jesu geworden wäre, daß dieser ihn aber auf seine Familie und seine engere Heimat, das sog. Gebiet der zehn Städte verweist. Die Erzählung des Mannes hat denn auch dort, wie Markus berichtet, wenigstens einiges Staunen erregt.[2]) Jesus aber willfahrte der Bitte der Gadarener und fuhr zurück „in seine Stadt."

Dort geht er gleich in Simons Haus, das so gut wie sein eigen ist. Kaum ist er dort, da versammeln sich um ihn feindlich gesinnte Schriftgelehrte und außer diesen noch so viel Menschen aller Art, daß ein Gedränge vor der Tür entsteht, während er im Innern des Hauses redet. Man bringt einen Gichtbrüchigen; doch findet man keinen andern Weg für ihn zu Jesus als den durchs Dach. Kaum ist der Kranke nun vor

[1]) Vgl. oben S. 20. — [2]) Mark. 5.

Jesus niedergelassen, da hören wir die Worte: „Mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben.“ Die Schriftgelehrten sind empört; doch ohne viel Umstände beweist ihnen Jesus seine Vollmacht zur Sündenvergebung einfach dadurch, daß er den Gichtbrüchigen auffordert, sein Bett zu nehmen und nach Hause zu gehen.[1])

Aus dem Hause des Simon geht er anscheinend noch am Vormittag zurück an den See, bestimmt dort den zu seinem Geschäft zurückgekehrten Zöllner und nunmehrigen Apostel Matthäus, der damals noch Levi hieß, zur endgültigen Aufgabe seines bisherigen Berufes und nimmt mit seinen Jüngern dessen Einladung zu einem großen Gastmahl an. Viel Zöllner und Sünder sind dort vereinigt, Leute, mit denen der guten Sitte gemäß ein Jude, der etwas auf sich hielt, nicht wohl an einem Tische sitzen konnte. Darum reden die Pharisäer höhnisch zu seinen Jüngern: „Warum ißt euer Meister mit den Zöllnern und Sündern?“ Die Antwort gibt ihnen Jesus selbst: „Die Gesunden,“ sagt er, „bedürfen des Arztes nicht, wohl aber die Kranken. Geht hin und lernet, was es heißt: ‚Erbarmen will ich, nicht Opfer.‘ Ich bin nicht gekommen, Gerechte zu berufen, sondern Sünder.“[2])

Während dieser und anderer daran anschließender Erörterungen kommt Jairus, der Vorsteher der von dem oben erwähnten heidnischen Hauptmann erbauten Synagoge, und bittet Jesus fußfällig um Hilfe für sein zwölfjähriges Töchterlein, das eben in den letzten Zügen liege. Sofort steht Jesus auf und geht mit ihm hinaus, während in hellen Haufen das Volk ihnen nachdrängt. In diesem Gedränge berührt das blutflüssige Weib im Vertrauen auf Jesu göttliche Macht den Saum seines Gewandes und fühlt denn auch sofort, wie daraufhin der Quell ihres Blutes versiegt. Er aber wendet sich, um eine magische Deutung seiner Wunder zu verhindern, dem Weibe zu mit den Worten: „Dein Glaube ist's, der dir geholfen hat!“

Unterdes war das Mädchen bereits gestorben. Für Jesus aber ist dieser Tod nur Schlaf; er braucht es nur daraus zu wecken. Dann aber sorgt er dafür, daß nun dem Kinde auch

---

[1]) Mark. 2, 1 ff. — [2]) Mark. 2, 13; Matth. 9, 9 ff.

gleich etwas zu essen gegeben wird; selbst mitten im Wunderwirken verliert er keinen Augenblick den Sinn für das natürlich Notwendige. Aus dem Hause des Jairus kommend, heilt er schließlich noch zwei Blinde und einen, der stumm war, und zieht dann wieder in andere Orte, lehrt in den Synagogen und heilt Gebrechen aller Art.[1])

Wo ist jemals ein Mensch so aufgetreten? Die glänzendsten Triumphzüge der stolzesten Fürsten sind nichts gegen diese beiden Tage von Kapharnaum, wo dieser schlichte Mensch von Nazareth in der soeben vielleicht etwas knapp geschilderten Weise Not und Tod vor sich hertreibt, ohne sich nur dabei aufzuregen! Aufregend mag vielleicht das Ringen des Herzens mit Gott in der Nacht auf dem Berge vor der Apostelwahl gewesen sein. Wie damals, so mag sein Herz in mancher stillen Stunde in namenloser Demut, in Angst und Zittern vor Gottes Angesicht im Staub gelegen haben. Doch vor der Welt verwandelt diese Demut sich sofort in den Mut des Glaubens; aus der Erregung des Gebets geht jene unnachahmliche Ruhe hervor, die ihn im brandenden Gewoge der Massen wie einen Felsen aufrecht stehen läßt. Scharen von Kranken drängten sich zu ihm und gingen geheilt nach Hause. Konnte Gottes Macht und Liebe sich in schönerer Harmonie offenbaren? Und nun ging diese Macht gar noch auf die Apostel über; denn unmittelbar nach diesen Tagen wurden sie paarweise ausgesandt mit der Macht, ganz wie ihr Meister, nun auch selber Kranke zu heilen und Teufel auszutreiben. Und tatsächlich taten sie solche Taten! Wahrlich, die gewaltigsten Zeichen am Himmel wären keine so unzweideutige Bestätigung der göttlichen Sendung Jesu gewesen wie diese Taten göttlicher Macht und Liebe, gewirkt durch schwache Menschenkinder. Und doch verfehlten sie, wenn man so sagen darf, ihren Zweck; denn sie waren nicht imstande, den Worten Jesu im Herzen des Volkes so viel Macht zu verleihen, daß es von ihm sich aus den Klauen Satans hätte befreien, daß es sich aus den Tiefen seines untermenschlichen Lebens in die Regionen des wahrhaft menschlichen Lebens hätte erheben lassen. Das Volk verharrte in seinem gottlosen Kampf ums Dasein; d. h. in dem endlosen Kampfe eines Lebens ohne Gott. Trotz all der strahlenden Sieghaftigkeit, mit der die himmlische Welt

[1]) Matth. 9, 18; Mark. 5, 22 ff.; Matth. 9, 27 ff.

ſich ihm geöffnet hatte, verſchloß es ſich dem höheren Leben, das ſich ihm angeboten hatte, und führte ſo die Kataſtrophe im Leben Jeſu, ſeinen Bruch mit den Maſſen und ſeinen Tod herbei.

Doch wir müſſen uns kurz faſſen. Wir übergehen die Zeit der Ausſendung der Apoſtel, zumal wir im nächſten Kapitel darauf zurückkommen müſſen. Wir übergehen, da wir im vorigen Kapitel ſchon davon geſprochen haben, auch die Geſandtſchaft des Täufers, die nach der Rückkehr der Apoſtel ſtattgefunden zu haben ſcheint. Wir übergehen auch das ſchon erwähnte Mahl im Hauſe des Phariſäers Simon, wo Jeſu Stellung zu reuigen Sündern ſo unvergleichlich hell zu Tage tritt. Wir übergehen ſchließlich das mannigfache Umherziehen Jeſu in ganz Galiläa, ſowie ſein Ruheſuchen vor den Maſſen, um nur den Abſchluß dieſes Jahres galiläiſcher Wirkſamkeit noch etwas eingehender zu betrachten. Er wird uns bei Matthäus (Kap. 11 bis 14) beſonders anſchaulich geſchildert.

Weder zum Laubhüttenfeſte im Herbſt noch zum Tempelweihfeſte im Dezember dieſes Jahres war Jeſus nach Jeruſalem gegangen. Der Wille ſeines Vaters, der ſeine einzige Richtſchnur in allem Tun und Laſſen war, den zu tun, wie er ſelbſt ſagt, ſeine Speiſe war, der hielt ihn gegen Geſetz und Sitte mehr als ein Jahr lang von Jeruſalem, wo man ihm nach dem Leben trachtete, fern. Unterdeſſen vollendete ſich, nachdem, wie wir geſehen haben, Judäa bereits ſo gut wie endgültig den Meſſias abgelehnt hatte, auch das Gericht über Galiläa. Man hatte ſich dort, wie es ſcheint, an Jeſu Wunder geradezu gewöhnt, ſo ähnlich wie wir uns an die Wunder des Wachſens und Blühens gewöhnt haben. Zudem hatten die Schriftgelehrten, die Sabbat für Sabbat in den Synagogen das Wort hatten, für das, was wirklich unerhört war, die treffliche Erklärung gefunden, daß nicht Jehovah, ſondern Beelzebub, der Oberſte der Teufel, dieſe Wunder wirke; und was vermochte der zarte himmliſche Zauber der Perſönlichkeit Jeſu, was vermochte all ſeine lebensſprühende Wucht gegen dieſes Netz von Synagogenrednern, gegen dieſe ebenſo ſelbſtgefälligen wie ſelbſtſüchtigen Buhler um die Volksgunſt auf die Dauer auszurichten? Bald war es offenkundig, daß die Entſcheidung gegen ihn ausgefallen war. Wie aber immer erſt im Unglück ſich das Weſen eines Helden offenbart, ſo auch bei ihm; er klagt und wettert nicht,

aber er erhebt sich über seine Feinde und bricht in die Worte aus: „Weh dir, Chorazin! Weh dir, Bethsaida! Denn wenn in Tyrus und Sidon die Wunder geschehen wären, die bei euch geschehen sind, sie hätten vor Zeiten in Sack und Asche Buße getan. Doch ich sage euch: Tyrus und Sidon wird es erträglicher gehen am Tage des Gerichtes als euch. Und du, Kapharnaum, die du erhoben worden bist bis an den Himmel, bis in die Hölle sollst du erniedrigt werden. Denn wenn in Sodoma die Wunder geschehen wären, die in dir geschehen sind, es stände heute noch. Doch ich sage euch: Sodoma wird es erträglicher gehen am Tage des Gerichtes als dir!“[1])

Die Weisen jener Tage werden sich freilich nicht viel daraus gemacht haben; wir aber können als weltgeschichtliche Tatsache verzeichnen, daß von den drei genannten Städten, die alle am Nordwestufer des Sees Genezareth lagen, nicht ein einziger Stein mehr mit Sicherheit nachzuweisen ist. So gründlich sind sie im Lauf der Jahrhunderte vernichtet worden! Das ist das Schicksal, das ihnen zugefallen ist; jedenfalls ein sehr merkwürdiger Zufall! Noch merkwürdiger aber muß der Mann gewesen sein, der fast in demselben Atemzuge die Worte sprechen konnte: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir; denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig. So werdet ihr Frieden finden für eure Seelen.“[2])

Wie schroff sich damals Jesus und die Pharisäer gegenüberstanden, tritt anschaulich an jenem Sabbat im Frühjahr zu Tage, der etwa im März des Jahres 29 gelegen haben mag; denn da die Jünger bereits Körner in den Ähren fanden, kann es nicht allzulange vor Ostern gewesen sein. Nach Ostern aber war es sicher nicht. Wie schneidend lautet da seine Antwort an die Nörgler, die ihn des Sabbatbruchs beschuldigen, weil er die Jünger einige Ähren zerreiben läßt. „Der hier vor euch steht,“ sagt er, „ist mehr als der Tempel; des Menschen Sohn ist Herr auch über den Sabbat.“ Fast noch empfindlicher bringt er sie nachher in der Synagoge zum Schweigen mit den Worten: „Ein Mensch ist doch mehr wert als ein Schaf!“ Und während sie dann diesen Sabbat benutzen, um Mord-

[1]) Matth. 11, 20—24. — [2]) Matth. 11, 28 f.

anſchläge gegen ihn zu ſchmieden, geht er von dannen und heilt die Scharen, die ihn um Hilfe bitten. Wie immer, ſo wünſcht er aber auch hier, daß ſie von ſeinen Wundern kein Aufhebens machen; er iſt ja nicht gekommen, um Wunder zu wirken, ſondern um durch ſolche Offenbarung göttlicher Macht ſich eine Stellung in den Herzen zu erobern.[1])

Auch aus dieſer, wahrlich nicht roſigen Zeit iſt uns das Bild eines ganzen Tagewerkes Jeſu erhalten.[2]) Vormittags finden wir ihn in heftigem Streit mit den Phariſäern. Wiederum haben ſie anläßlich der Heilung eines Beſeſſenen die niederträchtige Verdächtigung ausgeſprochen, er ſtehe mit dem Teufel im Bunde. Nachdem er das Lächerliche, Unvernünftige dieſer Behauptung aus der Sache ſelber nachgewieſen hat, zeiht er die Gegner der auf ewig unverzeihlichen Sünde wider den heiligen Geiſt; denn ſie verſtocken ſich mit Bewußtſein, alſo aus reinem Trotz gegen die unverkennbar vor ihnen ſtehenden Wahrheit. Sie wollen ihn nicht anerkennen, obwohl ſie ihn erkennen. Darum nennt er ſie ſchlechte Bäume, die keine gute Frucht mehr bringen können, Menſchen, die überhaupt kein gutes, wahres Wort mehr reden können, weil ihr Herz von Bosheit überfließt. Darauf fordern ſie ein Zeichen, womit er ſein Recht zu ſeinen Anſprüchen vor ihnen bekunden ſoll, als wenn er nicht Zeichen genug vor ihren Augen getan hätte! Statt darauf einzugehen, nennt er ſie einfach ein ehebrecheriſches Geſchlecht; denn ſie haben die Ehe, die Gott mit ſeinem Volke eingegangen war, auf die der Menſch überhaupt angelegt iſt, im vollſten Sinne des Wortes gebrochen. Ja, zu ihrem Ärger hebt er ſich noch höher über ſie empor, indem er ſich noch höher ſtellt als Salomo und Jonas. Zum Schluß weiſt er ſie noch auf ſeine Auferſtehung hin; ſie ſei das einzige Zeichen, das ihnen noch gegeben werde.[3])

Die Großartigkeit ſeines damaligen Auftretens ließ ein Weib aus der Menge in die naiven Worte ausbrechen: „Selig der Leib, der dich getragen, und die Brüſte, die du geſogen haſt!“ Doch zum Zeichen, daß Fleiſch und Blut hier nicht den Ausſchlag geben, gab er zur Antwort: Jawohl, ſelig, die Gottes Wort hören und bewahren.[4]) Er hatte es ja bereits

---

[1]) Matth. 12, 1—21. — [2]) Matth. 12, 22—13, 52. — [3]) Matth. 12, 22—45. — [4]) Luk. 11, 27 f.

erfahren, daß auch die innigſten und heiligſten Familienbande mitunter gegen Gott in Wirkſamkeit treten können; und eben jetzt verſuchten die Seinen, ſeine Mutter und ſeine Brüder, ihn wieder von dem gottgewollten Wege abzubringen. Auch ſie waren nicht imſtande, ihm zu folgen. Ihrer Anſicht nach hatte er den Boden unter den Füßen verloren; denn ein Leben, das nur auf Gott ſteht, das vor nichts zurückſchreckt, weil es tatſächlich Gott und ſeine Führung über alles und jedes ſetzt, ſo etwas kannte ſelbſt Maria noch nicht. Ihr Sohn ſollte doch der Meſſias werden; als ſolcher durfte er es aber doch nicht ganz und gar mit allen verderben. In Jeruſalem hatte er ſich längſt unmöglich gemacht; nun brach auch in Galiläa alles zuſammen. Ging daraus nicht hervor, daß er aus ſeiner Bahn geraten war, daß er ſich blindlings ins Verderben ſtürzte? Sie will ihn anflehen, ſich zu mäßigen, ſie ſchickt zu ihm, weil ſie der Menge wegen nicht zu ihm gelangen kann; er aber antwortete dem, der ihm das ſagt: „Wer iſt meine Mutter und wer ſind meine Brüder?“ Dann ſtreckte er ſeine Hände aus über ſeine Jünger und ſprach: „Siehe da, da iſt meine Mutter, da ſind meine Brüder! Denn wer den Willen meines himmliſchen Vaters tut, der iſt mir Bruder, Schweſter und Mutter.“ [1])

Nach Luk. 11, 37 ſcheint es, als habe er darauf die Einladung eines Phariſäers zum Frühſtück angenommen und bei dieſer Gelegenheit ſeinem Gaſtgeber recht bittere Stunden bereitet; jedenfalls iſt er am Abend dieſes Tages am See, wo das Volk ſich derart um ihn drängt, daß er in eins der Schiffe ſteigen muß. In dieſem Zuſammenhang [2]) ſprach er das berühmte Gleichnis vom Säemann, in dem ſich die Situation jenes kritiſchen Tages noch deutlich widerſpiegelt. Redet er doch von Herzen, die hartgetretenen Wegen gleichen, ſo daß kein Same auf ihnen gedeihen kann, und von Herzen, in denen, wie auf felſigem Boden, nichts tiefe Wurzeln ſchlagen kann, und von Herzen, in denen das Dornengeſtrüpp irdiſcher Wichtigkeiten die edlen Triebe höheren Lebens erſtickt. Aber unbeirrt, wie immer, redet er ſchließlich doch auch von herrlichen Saatfeldern, die reichlich Frucht bringen; denn ſeines Vaters Werk kann niemand hindern. Überdies berichtet uns Matthäus, daß er die Jünger auf ein Wort des Propheten Jeſaja hinwies,

[1]) Matth. 12, 46—50. — [2]) Matth. 13, 1 ff.

aus dem hervorging, daß es so kommen mußte, weil es im Ratschluß Gottes so beschlossen war. Auf einen noch höheren Standpunkt erhebt er sich in dem nun folgenden Gleichnis vom Acker mit dem Unkraut, worin er schildert, wie Gott absichtlich mit dem Guten das Böse wachsen lasse, weil das große Scheidungswerk dem Messias vorbehalten sei, der am Tage der Ernte endgültig mit seinen Engeln die Gerechtigkeit Gottes ans Licht bringen werde. Vorläufig sei das Reich Gottes nur erst zu einem unscheinbaren, senfkornartigen Dasein bestimmt, es werde aber wachsen eben wie das Senfkorn und zu einem gewaltigen Baume werden, in dessen Schatten unzählige ihr Glück finden würden, und in dessen Zweigen es klingen werde von Lobliedern zur Ehre des Höchsten. Das Reich Gottes umfasse ja vor der Hand freilich nur einen unbeachteten Rest vom Volke Israel, dieser Rest aber sei bestimmt, als Sauerteig die ganze Menschheit in Gärung zu versetzen.

Bald darauf, aber immer noch vor Ostern gab Jesus seiner Vaterstadt, deren Bewohner ihn vor Jahresfrist den felsigen Bergabhang hinabstürzen wollten, noch einmal Gelegenheit, das Heil zu ergreifen; doch wiederum versagt sich ihm die Heimat. Ein Prophet hat's eben in seiner Heimat und in seinem Hause ganz besonders schwer. In den Augen der Bewohner von Nazareth war Jesus genau das, was er wirklich gewesen wäre, falls nicht Gott selbst ihn wirklich gezeugt und falls nicht wirklich die zweite Person der Gottheit leibhaftig in ihm, dem Sohn der Maria, auf wunderbare Weise Wohnung genommen hätte, nämlich ein Mensch von unerhörter Einbildung und empörender Anmaßung. Dieser Unglaube hatte damals dieselbe Folge, die er noch heute hat; Jesus konnte nämlich, wie Markus uns berichtet, dort nicht ein einziges Wunder tun. Nur einige, die geringfügige Leiden hatten, trauten ihm die nötige Kraft zu und wurden denn auch wirklich geheilt, als er ihnen die Hände auflegte.[1])

Natürlich handelt es sich bei diesem Glauben, ohne den Jesus keine Wunder wirken konnte, weder um die heute viel besprochene krampfhafte Selbsteinbildung der Gesundbeter- oder denker, noch um den aus katholischen Gegenden bekannten, auf Suggestion oder Autorität beruhenden naiven Glauben, kraft

[1]) Mark. 6, 5.

dessen noch heute an Wallfahrtsorten manche von sogenannten eingebildeten Krankheiten geheilt werden. Was Jesus braucht, ist ein gesunder, nüchterner Glaube, durch den der Mensch Gott ehrt, indem er seiner Allmacht das scheinbar Unmögliche ruhig zutraut; es ist derselbe Glaube, ohne den noch heute niemand die wunderbaren Fügungen Gottes an sich erleben kann, weil ohne diesen Glauben dem Gebet die Schwingen fehlen, kraft deren es sich über die engen Schranken irdischer Ursachen und Wirkungen hinauszuheben vermag.

Bedeutsam ist der Bericht über diesen Besuch in Nazareth auch deshalb, weil wir daraus ersehen, daß Maria mit ihren Söhnen und Töchtern noch immer in Nazareth wohnte, also nicht, wie man vielfach angenommen hat, nach Kapharnaum übergesiedelt war. Das Haus, worin sich Jesus in Kapharnaum aufzuhalten pflegte, kann nur das des Simon und Andreas gewesen sein, dasselbe, in dem auch die Schwiegermutter des Petrus ihren Wohnsitz gehabt zu haben scheint.

Ebenfalls noch vor Ostern im Jahre 29 muß der denkwürdige Geburtstag des Herodes gewesen sein, der durch Herodias dem Täufer zum Todestag wurde. Auf die Kunde von der Enthauptung seines Vorgängers zog Jesus sich zu Schiff mit seinen Jüngern nach dem am nordöstlichen Ende des Sees gelegenen, zum Gebiete des von Herodes unabhängigen Vierfürsten Philippus gehörigen Bethsaida, oder vielmehr in die bei dieser Stadt gelegene Einöde zurück. Das Volk hatte ihn einsteigen sehen und lief, sich stets vermehrend, so eilig zu Fuß am Ufer entlang, daß sich beim Aussteigen Jesu eine große Menge vorfand. Wiederum heilte Jesus zahllose Kranke und lehrte; schließlich scheint er sich aber auf einen Berg zurückgezogen zu haben. Doch das Volk läßt nicht von ihm; das Leben in seiner Nähe muß einen eigenen Zauber gehabt haben. Da fragt er den Philippus: „Wo kaufen wir Brot, daß diese essen?“ Philippus weist darauf hin, daß die zweihundert Denare, über die sie in ihrer gemeinsamen Kasse augenblicklich verfügen, nicht ausreichen würden, wenn jeder nur etwas erhalten sollte; die Apostel insgesamt aber, die sich auf diese Anregung hin mit der Frage befassen, kommen zu dem Ergebnis, daß man das Volk sofort entlassen müsse, damit es noch vor Einbruch der Nacht die nächsten Dörfer erreichen und dort sich verpflegen könne. Sie schlagen das auch Jesus vor; er aber erwidert: „Gebt ihr ihnen zu

essen." Da sie nun meinen, sie sollten eiligst fortgehen und für ihre zweihundert Denare Brot kaufen, spricht er: „Wie viel Brote habt ihr? Geht und sehet nach!" Darauf bringt Andreas die Meldung, daß ein Knabe mit fünf Gerstenbroten und zwei Fischen da sei, fügt aber gleich hinzu: „Doch was ist das für so viele!" Jesus läßt diesen Vorrat herbeibringen und ordnet an, daß alle in Gruppen zu fünfzig oder hundert sich ordnungsmäßig auf dem Steppengrase niederlassen. Nach Markus wurde dieser Befehl so gewissenhaft ausgeführt, daß das Ganze schließlich aussah wie regelrecht angelegte Gartenbeete. Dann segnete Jesus Brot und Fische, die Augen zum Himmel gerichtet, und siehe da, unter den Händen der austeilenden Apostel vermehrt sich der kleine Vorrat derart, daß schließlich zwölf Körbe voll Brocken übrig bleiben, obwohl fünftausend Mann sich satt gegessen hatten, Frauen und Kinder nicht einmal mitgerechnet.[1])

Man kann wohl sagen, daß dies das größte aller bisherigen Wunder war; das Volk war denn auch derart ergriffen, daß es den Wundertäter unverzüglich zum König ausrufen wollte. Um dem zuvorzukommen, drängt Jesus seine Jünger ins Schiff; sie sollen hinüberfahren. Das Volk schickt er nach Hause; er selbst aber geht auf den Berg, um dort in Ruhe zu beten.

Es war ganz kurz vor Ostern, also eine mondhelle Nacht; von Westen, also von Kapharnaum her wehte ein starker Wind, der es den Jüngern unmöglich machte, das andere Ufer zu erreichen. Noch gegen drei Uhr morgens sah Jesus sie im Glanz des untergehenden Mondes mit den Wellen kämpfen. Da geht er über die Wogen ihnen nach. Sie erschrecken, halten ihn für ein Gespenst, er aber beruhigt sie und läßt sogar den kühnen Petrus auf sein gläubiges Bitten hin auch auf dem Meere wandeln.[2])

Deutlicher als damals ist das Wesen des Glaubens wohl nie gezeichnet worden. Solange Petrus Vertrauen hatte, trugen ihn die Wellen, weil Gott ihn hielt; als aber angesichts des Sturmes Zweifel über ihn die Herrschaft gewannen, da war das Band des Vertrauens zwischen Gott und ihm zerrissen, und auf der Stelle sank er, bis ihn Jesus mit der Hand ergriff.

---

[1]) Luk. 9, 10 ff.; Matth. 14, 13 ff.; Mark. 6, 31 ff.; Joh. 6, 1 ff. — [2]) Matth. 14, 22 ff.; Mark. 6, 45 ff.

Nachdem sich Jesus so in der Einsamkeit einer stürmischen Nacht seinen Jüngern ganz besonders offenbart hatte, kam er mit dem Volke, dem all sein Wirken in diesem Jahre gegolten hatte, am folgenden Tage endgültig zum Abschluß. Es war kein lieblicher, aber ein sehr beherzigenswerter Abschied, den Jesus seinem Volke bereitete, ein Abschied, bei dem so recht zu Tage trat, daß Gottes Gedanken und die Gedanken „dieser Welt" so weit auseinander liegen wie Himmel und Erde.

Man hatte ihn noch am Morgen nach der Nacht, in der er über die Wellen hin zu seinen Jüngern gegangen war, am östlichen Ufer vergeblich gesucht. Endlich, nachdem man mit Schiffen aus Tiberias wieder an die Westseite gelangt war, fand man ihn zu Kapharnaum in der Synagoge. Mit schroffen Worten gibt nun Jesus gewissermaßen seine ganze bisherige Wirksamkeit auf. „Ihr wollt nur satt werden und unter einem König, der für euch das Brot herbeizaubert, ein bequemes Leben führen; meine Autorität wollt ihr trotz aller Wundermachterweisung doch nicht anerkennen." So ungefähr fährt er sie an.[1]) Schneidend weist er sie hin auf die Notwendigkeit einer ewigen Nahrung zu ewigem Leben und fordert als Erstes unbedingten Glauben an sich als den Gesandten Gottes. Sie aber fordern ein Zeichen, das noch viel wunderbarer sein soll, als die eben geschehene Brotvermehrung, die ihrer Meinung nach nicht wunderbarer war als die Speisung mit Manna zu Moses Zeit. Da erhebt sich denn Jesus zu den gewaltigen Worten, deren Sinn wir etwa folgendermaßen wiedergeben können: Moses hat euch kein himmlisches, sondern irdisches Brot gegeben; doch jetzt gibt Gott euch wirkliches Himmelsbrot, und dieses Brot bin ich, der ich vom Himmel komme, der Welt das Leben zu geben, ich, der ich imstande bin, alle menschlichen Bedürfnisse dauernd zu befriedigen. Ihr aber wollt es nicht glauben.[2])

Er gibt die Massen auf. „Niemand kann zu mir kommen, wenn nicht mein Vater ihn zieht."[3]) Es gibt also Auserwählte, die ihm der Vater gegeben hat, die eben darum auch Glauben haben. Für diese redet er weiter; denn für die andern sind seine Worte gänzlich unverständlich. Er gibt dem bisher ziemlich klaren Gedanken vom Himmels- oder Lebensbrot eine neue Wendung. Er sagt, daß er nicht nur selbst Brot, also geistige

[1]) Joh. 6, 26. — [2]) Joh. 6, 32—36. — [3]) Joh. 6, 44.

Nahrung sei, sondern späterhin auch noch ein besonderes Brot reichen werde, und von diesem zukünftigen Brote sagt er nun ohne weiteres, es sei sein Fleisch. Seine Gegner verstehen deutlich, daß er die Absicht geäußert hat, ihnen sein Fleisch zu essen zu geben, und weit entfernt, sie in diesem Gedanken zu beirren, geht er sogar in die Worte über: Wenn ihr mein Fleisch nicht esset und mein Blut nicht trinket, so werdet ihr kein Leben in euch haben; wer aber mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, hat ewiges Leben. Denn mein Fleisch ist eine wirkliche Speise, und mein Blut ein wirkliches Getränk. Essen müßt ihr mich; nur wenn ihr mich esset, könnt ihr ewiges Leben in euch haben.

Man kann es den Leuten nicht verdenken, wenn ihnen das zu viel war. Jesus selbst konnte kaum annehmen, daß sie bei seinen Worten sich irgend etwas Vernünftiges denken könnten. Hatte er doch, soviel wir wissen, vom Opfermahl des neuen Bundes noch kein Wort verlauten lassen. Wir werden also annehmen müssen, daß Jesus gar nicht verstanden werden wollte, sondern kraft seiner Hoheit einfach ein Vertrauen beanspruchte, dessen Rechtfertigung er sich vorbehielt, ein Vertrauen, das ihm die große Mehrheit naturnotwendig versagen mußte. In ihren Augen war er unwiderruflich der Phantast, für den ihn seine nächsten Angehörigen schon lange hielten. Er hatte, wie wir sagen würden, den Boden der Wirklichkeit verlassen; und daß er nun schließlich seine Anhänger, statt ihnen wenigstens einige versöhnende Worte zu sagen, gar noch darauf hinwies, daß sie ihn mit eigenen Augen in den Himmel zurückkehren sehen würden, das trug gewiß nicht dazu bei, deren Bedenken betreffs seines Geisteszustandes zu verscheuchen. Wir erfahren denn auch, daß viele, die bisher zu seinem Gefolge gehört hatten, nun nicht mehr mit ihm gingen. Nur die Zwölf vermochten sich nicht von ihm zu trennen; zwischen ihnen und ihm war höheren Orts ein Band geschlungen worden, das nicht so leicht zu zerreißen war. In ihrem Namen sagt Petrus auf Jesu Frage, ob sie womöglich auch gehen wollten: „Herr, zu wem sollten wir gehen? Du hast Worte ewigen Lebens, und wir glauben und wissen, daß du der Gesalbte Gottes bist.“

Mit diesen Zwölf befaßt sich Jesus von nun ab fast ausschließlich. Den ganzen kommenden Sommer über finden wir ihn auf einsamen Wegen außerhalb Galiläas mit diesen Getreuen

umherwandeln. Sie ſind eben die, denen es vom Vater gegeben iſt, bei ihm zu bleiben. Ihnen vor allen andern gilt von nun ab ſeine Wirkſamkeit. Judäa, dem Sitz des reinen Judentums, hat er ſein erſtes Jahr gewidmet; der heimatlichen Provinz Galiläa galt das zweite. Beide Provinzen haben ſich ihm als Ganzes verſagt; in beiden hatten ſich nur einzelne gefunden, die nicht an ihm zu mäkeln wagten, ſondern in frommem Vertrauen auch das hinnahmen, was ihnen unverſtändlich war, wie wir es ſpäter an Maria und Martha, den Schweſtern des Lazarus, beobachten, die kein Wort des Vorwurfs dafür haben, daß er nicht gleich auf ihre Mitteilung hin nach Bethanien geeilt iſt, vielmehr ſie mit Bewußtſein mehrere Tage auf ſich hat warten laſſen. Solch' gläubiges Vertrauen iſt eben nicht Sache des natürlichen Menſchen, ſondern bereits eine Frucht des Wirkens Gottes am Menſchenherzen. Dies Wirken Gottes am Menſchenherzen aber gehört zu den geheimnisvollſten Dingen, die auf unſerer Erde vorkommen. Wir wollen im folgenden ſehen, was ſich auf Grund des Lebens Jeſu darüber ſagen läßt.

Jesus und seine Jünger.

Proselytenmacherei ist aller Welt verhaßt. Auch Jesus scheint nicht viel davon gehalten zu haben.[1]) Und doch ist eins seiner letzten Worte der berühmte Befehl: „Machet zu Jüngern alle Welt!“[2]) Ja, in dem bekannten Gleichnis[3]) heißt es sogar: „Nötige sie hereinzukommen.“ Auf dieses Wort hin hat man vor 900 Jahren die heidnischen Russen scharenweise in den Dnjepr getrieben und dann getauft, mit diesen Worten hat man die grauenhaften Maßregeln der Gegenreformation gedeckt, und dieses Wort halten einem heute in allen Großstädten die Offiziere der Heilsarmee entgegen, wenn man sich erlaubt, ihr Verfahren etwas gar zu aufdringlich zu finden. Es wird interessant sein, von diesem Gesichtspunkte aus festzustellen, wie Jesus seine Jünger gewann, und wie er sich zu ihnen stellte.

Das erste, was wir da erwähnen müssen, ist die Geschichte aus dem ersten Kapitel des Johannesevangeliums, in der uns von einem Augenzeugen erzählt wird, wie sich das erste Band zwischen Jesus und den zukünftigen Aposteln knüpfte. Jesus selbst war dabei offenkundig nicht die treibende Kraft; vielmehr wurden die beiden Johannesjünger, Andreas und Johannes, der Sohn der Salome, sichtlich durch eine in *ihnen* wirkende Kraft zu Jesus *getrieben*. Mit seinen Worten: „Was suchet ihr?“ kommt Jesus nur ihrer Befangenheit entgegen; denn es wäre doch auf die Dauer peinlich gewesen, wenn die beiden noch lange sehnsüchtig hinter ihm hergegangen wären. Als sie ihm schüchtern zu verstehen geben, daß es ihnen um ihn selber

[1]) Matth. 23, 15. — [2]) Matth. 28, 19. — [3]) Luk. 14, 23.

zu tun sei, sagt er ihnen nur: „Kommt und sehet.“ Das ist wahrlich keine Proselytenmacherei; in völliger persönlicher Freiheit knüpfen sich hier auf natürlichste Weise Bande, die Gottes Fügung um die Herzen legt. Andreas erzählt seinem Bruder Simon, sie hätten den Messias gefunden; und dieser lernt dann gleich bei seiner ersten Begegnung mit Jesus den Seherblick seines zukünftigen Meisters kennen. Philippus schließt sich ohne weiteres seinem Heimatgenossen an; Nathanael dagegen — wahrscheinlich der spätere Bartholomäus — macht wieder mehr Umstände, bis er zum Glauben der übrigen vier gelangt, zu dem Glauben, wonach zwar Jesus vorläufig noch nichts ausgesprochen Messiasartiges an sich hatte, aber doch bestimmt zu sein schien, der langersehnte gewaltige Messias zu werden.

Auf der dreitägigen Wanderung vom unteren Jordan, wo Johannes taufte, bis nach Kana in Galiläa mögen die fünf an Jesu Gesellschaft viel Gefallen gefunden haben; und das Erlebnis auf der Hochzeit zu Kana am Abend des dritten Tages trug gewiß nicht dazu bei, sie in ihrem Glauben zu beirren. Man wird sich dagegen nicht denken dürfen, daß sie nun gleich für immer bei Jesus blieben. Was hätte Nathanael abhalten sollen, in seiner Vaterstadt Kana nun wieder die tägliche Arbeit aufzunehmen? Wenn Jesus offen als Messias auftrat, konnte er ja bald in seiner Nähe sein. Die übrigen vier haben ihn noch bis an den See, wohin er mit Maria und seinen Brüdern ging und wo auch sie zu Hause waren, begleitet[1]) und werden dann wohl auch wieder ihrer Arbeit nachgegangen sein.

Wir haben oben (S. 15) als wahrscheinlich angenommen, daß Jesus hierauf still in Nazareth verweilte, und ferner festgestellt, daß er am Osterfest zum ersten Male öffentlich in Jerusalem auftrat. Daß die fünf Jünger ihn dabei, wie man wohl annehmen muß, begleiteten, ist nichts Außergewöhnliches; mußten sie doch als fromme Israeliten ohnehin zum Tempel pilgern. Auffallend ist nur, daß sie den Sommer über bei ihm blieben und nach Art des Johannes große Volksscharen tauften; womöglich haben sie dabei gar Bußpredigten gehalten, so wie ihr früherer Meister es tat.

Damals, als Palästina noch bewaldet war, mag solch ein Leben in den Tälern Judäas ein wunderbarer Sommeraufenthalt

[1]) Joh. 2, 12.

gewesen sein. Das Tauchbad, dem die reuigen Sünder sich unterziehen mußten, verlor unter solchen Umständen alles körperlich Unangenehme; und man kann sich denken, daß den Jüngern diese Tätigkeit, bei der sie durch die Bekenntnisse der Sünder manch tiefen Einblick in alle möglichen menschlichen Angelegenheiten gewannen, sehr angenehm war, zumal sie dabei mit ihrem früheren Meister, Johannes dem Täufer, gewissermaßen geradezu in Konkurrenz traten. Diese Konkurrenz war, obwohl, wie wir ausdrücklich erfahren, Jesus selbst sich am Taufen nicht beteiligte, so erfolgreich, daß sie den Pharisäern Bedenken einflößte; und eben diese Bedenken der Pharisäer nötigten Jesus, diese Tätigkeit in Judäa abzubrechen.[1])

Wir wissen auch bereits, daß dann die kleine Schar durch Samaria an Nazareth vorbei wieder nach Kana zog und haben allen Grund anzunehmen, daß sie sich dort auch wieder auflöste. Höchstens ist Jesus mit den Vieren, die nach dem Zurückbleiben Nathanaels in Kana übrig waren, noch bis in ihre Heimat nach Bethsaida am See Genezareth gegangen. Jedenfalls ist bei seinem bald darauf erfolgten ersten Auftreten in Nazareth von Jüngern keine Rede. Nicht einmal bei dem nächsten Festbesuche in Jerusalem[2]) hören wir von Jüngern; doch darf man wohl annehmen, daß wenigstens Johannes bei ihm war. Wie hätte er sonst später in seinem Evangelium über die damals geführten Reden berichten können? Johannes scheint schon gleich von Anfang an durch starke persönliche Sympathie mit seinem vermutlich älteren Vetter verbunden gewesen zu sein. Jedenfalls hat aber auch er ihn bei der Rückkehr nach Galiläa wieder verlassen, um weiterhin mit seinem Bruder Jakobus im väterlichen Fischereibetriebe zu Bethsaida tätig zu sein.

Mehr als ein Jahr lang hatten so zwischen Jesus und seinen Jüngern die denkbar natürlichsten und zwanglosesten Beziehungen bestanden; und auch als sie nun fester wurden, blieb die Freiheit auf beiden Seiten unangetastet. Oder war es nicht ein freies Vertrauen vonseiten des Petrus, als dieser sagte: „Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen; aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen?“ Und als dann Petrus, überwältigt von dem wunderbaren Fang, zu Jesu Füßen niederfiel und die Worte vernahm: „Von nun

[1]) Joh. 4, 1—3. — [2]) Joh. 5.

an wirst du Menschen fangen," da brauchte er nicht zu folgen, doch er folgte, und sein Bruder Andreas folgte auch. Und als die drei im Weitergehen an der Stelle vorbeikamen, wo Zebedäus mit seinen beiden Söhnen und den Tagelöhnern im Schiffe saß und Netze flickte, da folgten dessen beide Söhne Johannes und Jakobus wohl auch aus freiem Antrieb, ohne daß es irgend einer Überredungskunst bedurft hätte. Wie hätte auch der stets zum Reden geneigte Petrus es lassen können, den wunderbaren Fischzug ihnen gleich zu berichten? Diese Geschichte aber, mußte sie nicht notwendig in den beiden den Gedanken wecken, jetzt werde es bald zur öffentlichen Messiaserklärung und den nach ihrer Meinung damit notwendig verbundenen großen Umwälzungen des ganzen nationalen Lebens kommen?

Infolge dieser Erwartung wurde begreiflicherweise der Kreis um Jesus immer größer und dichter. Aufsehenerregende Massenheilungen scheinen dabei vorgekommen zu sein.[1]) Dann wird uns berichtet,[2]) daß Jesus sich plötzlich auf einen Berg zurückzog und dort eine ganze Nacht im Gebet verbrachte. Vor Tagesgrauen rief er dann die Seinen zu sich, wählte zwölf aus ihnen aus und nannte sie seine Boten oder Apostel. Damit war auf Gebet hin seine Entscheidung über die Zukunft dieser Zwölf gefallen; doch daß die Zwölf darin auch ihrerseits eine endgültige Entscheidung ihres Lebens sahen, ist damit nicht gesagt. Ihre Freiheit blieb trotz alledem unangetastet. Sehen wir doch Matthäus bald darauf wieder in seinem Zollhause am See sitzen und dann erst sein Geschäft aufgeben und zwar mit Freuden; sonst hätte er nicht all seine Kollegen und Freunde zu einem fröhlichen Abschiedsmahle eingeladen.[3]) Überhaupt ärgerten sich die Pharisäer, wie wir bei der Gelegenheit erfahren, über die freudige Stimmung, die unter Jesu Jüngern damals herrschte.

Nun herrscht aber wahre Freude nur da, wo wahres Leben ist. So war es auch damals. Es war die Luft des wahren, echten Lebens, die solche Freude weckte. Und dieses Leben, worauf beruhte es? Irdisch angesehen, auf dem reinsten Nichts. „Die Füchse haben ihre Höhlen, die Vögel unter dem Himmel haben Nester, des Menschen Sohn hingegen hat nichts, wo er sein Haupt hinlegen könnte," so machte Jesus damals

[1]) Matth. 4, 23 ff. — [2]) Luk. 6, 12; Mark. 3, 13. — [3]) Matth. 9, 9 ff.

einem, der sein Jünger werden wollte, dies Nichts begreiflich.[1]) Nein nichts konnte Jesus seinen Jüngern bieten; dem gemeinsamen Leben, zu dem er sie aufforderte, fehlte jede greifbare Grundlage. Es war wie ein jeder soliden Fundamentierung entbehrendes Verlöbnis. Und doch, am letzten Abend ihres Zusammenlebens, als Jesus sich anschickte, nach Gethsemane hinauszugehen, da konnte er sie fragen: „Habt ihr je Mangel gehabt?“ — und sie mußten antworten: „Nie im geringsten.“[2]) Sie hatten wirklich immer alles gehabt, was ihnen nötig war.

Und doch war dieses Leben teuer; denn es kostete völlige Lossagung von etwas, was Jesus Tod nannte. Einer wollte Jesu gern folgen, doch hätte er erst gern noch seinen Vater begraben; und eben dieser, der zu diesem Zweck gewiß von jeder Behörde Urlaub bekommen hätte, erhielt von Jesus diesen Urlaub nicht, sondern die unerhörte Antwort: „Folge du mir und laß die Toten ihre Toten begraben.“[3]) Das hört sich hart, ja gefühllos an. Doch wer das Leben, aus dem heraus dies Wort gesprochen wurde, kennt, der weiß auch, daß alles übrige menschliche Leben ihm gegenüber nur ein jämmerliches Dahinvegetieren, ein ununterbrochenes Sterben des besseren Ichs im Menschen ist, und daß es eine unbedingte Notwendigkeit ist, dieser Todesluft auf immer zu entfliehen, wenn man die Flut des wahren Lebens in sich wogen fühlen will. Dies Leben hat eben seine Grundlage wunderbarerweise im Himmel. Es ist von oben und erfordert mit unerbittlicher Notwendigkeit einen ebenso ununterbrochenen Zusammenhang mit dem Himmel, wie das natürliche Leben einen ununterbrochenen Zusammenhang mit der Erde fordert. Da gelten die Worte: „Wer seine Hand an den Pflug legt und schaut zurück, ist nicht geschickt zum Reiche Gottes,“[4]) da kann es mitunter nötig sein, daß man alles, was man hat, verkaufe und den Armen gebe, wie Jesus von dem reichen Jüngling verlangt, da darf man unter Umständen nicht einmal erst von seinen Angehörigen Abschied nehmen,[5]) obwohl man doch alles aufgibt, um Jesu nachzufolgen. Alles auf der Welt hat eben seinen Preis; und wer das Leben haben will, das Jesus hatte, der muß auch auf die Bedingungen eingehen, an die es geknüpft ist.

---

[1]) Matth. 8, 20. — [2]) Luk. 22, 35. — [3]) Matth. 8, 22. — [4]) Luk. 9, 62. — [5]) Luk. 9, 61.

Zu diesen Bedingungen gehört u. a. auch eine gewisse Sorglosigkeit. Im gewöhnlichen Leben gelten zwar Sorgen als ein löbliches Zeichen von Liebe, Pflichtgefühl oder Gewissenhaftigkeit; die Jünger aber wurden von Jesus „Kleingläubige" gescholten, als sie sich Sorgen machten während der bereits erwähnten stürmischen Überfahrt ins Land der Gadarener.[1]) Freilich, als Menschen konnten sie sich dem Sturme gegenüber nicht so verhalten wie die durch die Bergpredigt berühmt gewordenen Vögel des Himmels, oder wie die Lilien des Feldes; denn sie waren eben Menschen und als solche, wenigstens so weit sie seemännisch gebildet waren, verantwortlich für die Lenkung des Fahrzeuges. Aber bei dieser Pflichterfüllung hätten sie innerlich ebenso ruhig sein sollen wie ihr Meister, der während dieser Fahrt nichts besseres tun zu können glaubte als zu schlafen.

Beachtenswert ist ferner, daß Jesus den Gadarener, den er von seinem schweren Übel befreit hatte und der ihm deshalb als Jünger nachfolgen wollte,[2]) geradezu davon abhielt und nach Hause schickte. Dort in seiner Familie und in seiner Heimatstadt, nicht als Glied des Jüngerkreises sollte er Gottes Lob verkündigen; jeder hat eben seinen besonderen Beruf, und Jesus denkt nicht daran, die Welt mit berufsmäßigen Aposteln zu überschwemmen. Er will nur, daß ein jeder von dem Platze aus, auf dem er rechtmäßig steht, sein Herz zum Himmel erhebe, weil der Mensch nun einmal zu Gott geschaffen ist und keinen Frieden, kein wahres Lebensglück findet, bis er ruht in Gott, d. h. bis die Wurzeln seines innersten Lebens samt und sonders hineingewachsen sind in das Unsichtbare, aus dem allein die wahre Lebenskraft zu ziehen ist.

Wie groß die Schar war, die in jener ersten Zeit der galiläischen Wirksamkeit, also zur Zeit der im vorigen Kapitel behandelten beiden „Tage von Kapharnaum" ständig mit Jesus umherzog, ergibt sich daraus, daß einmal siebzig (oder zweiundsiebzig) Jünger auf einmal als Boten ausgesandt wurden. Je zwei sollten miteinander gehen, und ihre Aufgabe war allem Anschein nach, allenthalben in den Städten und Dörfern Galiläas das Erscheinen des Meisters anzukündigen. Sie müssen sich äußerst wohl gefühlt haben beim Erledigen dieses

[1]) Matth. 8, 26. — [2]) Mark. 5, 18 ff.

Auftrages; denn sie kamen zurück mit dem seligen Gefühl, daß ihnen gewissermaßen alles untertan sei,[1]) selbst die bösen Geister. Jesus bestätigt ihre Auffassung mit den Worten: „Seht, ich habe euch Macht gegeben, zu treten auf Schlangen und Skorpione, und über alle Gewalt des Feindes (Satan), und nichts wird euch zum Schaden gereichen;“ aber er meint, es gebe etwas, worüber sie sich mit noch viel mehr Grund freuen könnten, nämlich darüber, daß ihre Namen im Himmel eingeschrieben seien. Da haben wir bereits einen klaren Ausdruck der Lehre von den Auserwählten, die uns im folgenden noch viel beschäftigen wird. Vorläufig sei nur festgestellt, daß die siebzig, die hier ausdrücklich von Jesus selbst als Auserwählte bezeichnet werden, vorläufig keineswegs vor Rückfällen gesichert waren; denn gegen Ende der galiläischen Wirksamkeit, als Jesus gewissermaßen alle Welt vor den Kopf gestoßen hatte, ziehen auch sie sich zurück.[2]) Freilich, bei den fünfhundert, denen der Auferstandene in Galiläa erschien,[3]) werden auch sie wohl wieder dabei gewesen sein; und auch bei den hundertundzwanzig, die nach der Himmelfahrt auf die Ausgießung des heiligen Geistes warteten,[4]) werden wir uns viele von ihnen gegenwärtig denken müssen.

Zu den Auserwählten gehörte nach Jesu eigenen Worten auch Judas, der Verräter;[5]) und es wird schwerlich anzunehmen sein, daß er von vornherein zum Verräter auserwählt war. Denn dann wäre seine Strafe zu hart gewesen. Jedenfalls ward ihm in der Zeit, mit der wir uns vorläufig zu befassen haben, ganz wie den andern Aposteln, Macht gegeben, alle Kranke zu heilen, Tote aufzuwecken und Teufel auszutreiben.[6]) In sechs Paaren zogen die Zwölf im Lande umher, ohne Geld und ohne Gepäck. Ihr Unterhalt lag denen ob, für die sie wirkten. „Jeder Arbeiter ist seiner Speise wert,“ hatte Jesus gesagt; und sie erlebten es wirklich, daß ihnen alles Nötige zur rechten Zeit zu teil ward. Sie sollten den Leuten Frieden anbieten; und wo man von dem Frieden, den sie brachten, nichts wissen wollte, da sollten sie den Staub von ihren Füßen schütteln und ruhig weiter ihres Weges ziehen. Also wieder entschieden nichts von Proselytenmacherei. Nach Jesu Meinung steht vielmehr eine erhebliche Anzahl von Herzen ohne weiteres

---

[1]) Luk. 10, 17. — [2]) Joh. 6, 66. — [3]) 1. Kor. 15, 6. — [4]) Apostelg. 1, 15. — [5]) Joh. 6, 70. — [6]) Matth. 10, 8.

dem Frieden offen, die andern sind verschlossen. Die einen sollen sie gehen lassen, den andern dienen. Dabei sollen sie zufrieden sein mit dem, was ihnen vorgesetzt wird; denn Gott ist es, der sie ernährt. Er ist es auch, der dafür sorgt, daß die, die sich verschließen, auch schließlich ihre Strafe finden.[1])

Es waren unerhörte Vollmachten, die Jesus den Aposteln damals verlieh, und die Ausübung derselben, die vielleicht mehrere Wochen währte, war für das Leben jenes einzelnen unter den Zwölfen ein Höhepunkt sondergleichen. Darum durfte Jesus jetzt auch schon in ganz anderem Tone zu ihnen reden. Er sagt ihnen zunächst, daß er sie wie Schafe mitten unter Wölfe sende.[2]) Für die Menschen im allgemeinen, — denn die sind doch mit den Wölfen gemeint — ist das entschieden keine Schmeichelei, zumal Jesus den Seinen ausdrücklich untersagt, mit den Wölfen zu heulen, wie wir uns ausdrücken würden. Sie sollen wohl klug sein wie die Schlangen, doch dabei stets sich freihalten von jeder Ungerechtigkeit; mitten unter den Falschen sollen sie ohne Falsch sein wie die Tauben.

Im Anschluß daran weist er sie auf die Verfolgungen hin, auf die sie sich als seine Gesandten gefaßt machen müssen. Auf keinen Fall sollen sie sich irre machen lassen, sondern bedenken, daß kein Sperling auf die Erde fällt ohne Gottes Willen und daß ein jedes ihrer Haare gezählt ist. Er spricht von der Leidenstaufe, die ihm und ihnen bevorstehe. „Ich bin gekommen," sagt er, „daß ich ein Feuer anzünde auf Erden, und wie wünsche ich, es brennte schon![3]) Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sei, Frieden zu senden auf Erden. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert. Denn ich bin gekommen, den Menschen zu erregen wider seinen Vater und die Tochter wider ihre Mutter und die Schwiegertochter gegen ihre Schwiegermutter."[4]) Die allgemeine Gottentfremdung ist eben derart, daß man allenthalben Widerstand erfährt, sobald man wirklich tut, was das von Gott geleitete Gewissen, jenes viel mißhandelte, einerseits der feinsten Ausbildung fähige, andererseits trotz aller Mißhandlung nie ganz zu ertötende Gefühl, verlangt. Gerade die eigenen Angehörigen sind, wie Jesus selbst erfahren mußte, diejenigen, die dem Be-

---

[1]) Luk. 10, 7 ff. — [2]) Matth. 10, 16. — [3]) Luk. 12, 49. — [4]) Matth. 10, 34.

ginn des neuen Lebens den gefährlichſten Widerſtand entgegenzuſetzen pflegen. Darum ſagt ihnen Jeſus ausdrücklich: „Des Menſchen Feinde werden ſeine eigenen Hausgenoſſen ſein.“[1]) Aber gerade ihnen gegenüber muß es ſich zeigen, daß man in Wahrheit Gott mehr liebt als alles andere. „Wer Vater und Mutter,“ fährt Jeſus fort, „mehr liebt als mich, iſt meiner nicht wert; und wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, iſt meiner nicht wert.“ Man muß um Chriſti willen die ganze Grundlage ſeines natürlichen Lebens preisgeben, man muß ſich gewiſſermaßen auf Tod und Leben in den abſolut leeren Raum der Gnade ſtürzen; dann aber findet man zu ſeinem Erſtaunen in den unſichtbaren Armen des Unſichtbaren ſein wahres Leben, und dieſes Leben kann man dann leben mitten in der unerbittlichen harten Wirklichkeit dieſer verkehrten, vorläufig noch vom Satan beherrſchten Welt.

Es gibt gar viel berühmte Frauen; ſicher aber iſt keine berühmter als Maria, die Mutter Jeſu. Nach ihr aber iſt wohl kaum ein Weib ſo weit und breit bekannt wie Maria Magdalena, die glühendſte Jüngerin des Mannes, deſſen Leben wir hier betrachten. Zwar ſtreiten die Gelehrten ſich noch immer ihretwegen herum; wir aber wollen es uns nicht ausreden laſſen, daß die Sünderin, die während des Gaſtmahls im Hauſe des Phariſäers Simon tränenüberſtrömt zu Jeſus kam, ſeine Füße mit Küſſen bedeckte, mit ihrem aufgelöſten Haar ſie trocken rieb und ſchließlich ſalbte, daß eben dieſe Sünderin die gleich darauf genannte Maria von Magdala[2]) war. Wie die Beziehungen der Sünderin zu Jeſu begonnen haben, das wiſſen wir nicht; wir wiſſen nur, daß Jeſu Auge mit innigem Wohlgefallen auf dem reuigen Herzen zu ſeinen Füßen ruhte, und daß er ihr zum Staunen der empörten Tiſchgenoſſen die verlorene Ehre zurückgab. Lukas meint, ſie ſei bis dahin von mehreren böſen Geiſtern beherrſcht geweſen. Dieſe Angabe beruht vielleicht auf der perſönlichen Auffaſſung der geretteten Sünderin ſelbſt; jedenfalls iſt ſie vom ganzen Jüngerkreiſe und wohl auch von Jeſus ſelbſt geteilt worden. Heute iſt man zwar geneigt, über dieſe Art der Erklärung des Böſen zu lächeln; doch folgt daraus keineswegs, daß die wenigen, die ſich noch heute die Feſſeln der Sünde als

---

[1]) Matth. 10, 36. — [2]) Luk. 7, 36 ff. und 8, 2.

Bande Satans vorstellen, wirklich im Unrecht sind. Die große Welt hat sich stets für klüger gehalten als die kleine Schar der Jünger Jesu, die noch heute vor allem darum ihrem Meister anhängen, weil sie mit Freuden erlebt haben, wie er sie von den finstern Gewalten, die sie zum Tode zerrten, mit starker Hand befreit hat. Auch Lukas erzählt uns ausdrücklich, daß Maria Magdalena und Johanna, das Weib des herodianischen Kämmerers Chusa, und Susanna und viele andere eben deshalb nicht mehr von Jesu ließen, weil sie seine befreiende Macht erfahren hatten und sich durch Dankbarkeit gedrungen fühlten, mit allem, was sie hatten, ihm und den Zwölfen zur Verfügung zu stehen.

Es muß eine unbeschreibliche Glut gewesen sein, mit der Maria Magdalena an ihrem Meister hing; eben dieser großen Liebe wird sie es wohl auch zu verdanken gehabt haben, daß sie die erste war, der er als Auferstandener erschien. Jesu Mutter aber mußte bald erleben, daß ihr Sohn, wie wir im vorigen Kapitel gesehen haben, vor ihren Augen seine Hand ausstreckte über die Jüngerschar, die ihn umgab, und sprach: „Da siehe meine Mutter und Brüder! Denn wer den Willen meines himmlischen Vaters tut, der ist mir Bruder, Schwester und Mutter.“ Vor einer Maria Magdalena also mußte sie, die auserkorene Jungfrau, als Irrende zurücktreten! So hoch hält Jesus seine Jünger.

Wir haben uns bereits vergegenwärtigt, wie die galiläische Wirksamkeit mit der zur Osterzeit geschehenen wunderbaren Brotvermehrung ihren Abschluß fand und wie sich Jesus gleich in der folgenden Nacht auf ganz besondere Weise seinen Jüngern offenbarte. Mit diesem Wandeln auf dem See beginnt die Zeit, die ausschließlich der Belehrung und Stärkung seiner Apostel gewidmet ist. Der weitere Jüngerkreis geht auseinander; wie das Volk im allgemeinen, so sind auch sie im Grunde dieser Art von Messias leid. Er will sie nicht nehmen wie sie nun einmal sind, will nicht ihr Diener werden, ihre Wünsche nicht befriedigen, und sie hinwiederum wollen nichts wissen von seinem unerbittlichen Himmelsernst, mit dem er ihnen wie ein Richter der Gedanken entgegentritt. Nur seine zwölf Apostel können nicht von ihm loskommen. Sie haben erkannt, daß er die Wahrheit vertritt. Sie haben getan nach seinen Worten, und sie sind gut dabei gefahren. Sie fühlen, daß ihr früheres

Leben ein Nichts ist gegen das, was sie mit ihm gelebt haben. Sie können nicht mehr anders; sie müssen bleiben.

Man hat sich im Lauf der Jahrhunderte viel, aber ohne viel Erfolg um das Verhältnis von Gnade und Freiheit herumgestritten. Allerdings ist ihr Verhältnis theoretisch äußerst schwer zu bestimmen; doch in der Welt der wirklichen Erfahrung, in der die Jünger Jesu ihrem Meister gegenüberstanden, da löste sich auch diese Frage fast ohne Schwierigkeit. Es war bei ihnen wie in der Entwicklungsgeschichte einer echten Ehe. Da wählt der Mann das Weib, doch nicht ohne daß sie auch ihn sich erst frei erwählt hat, und schließlich sagen sich beide: Gott ist's, der uns zusammen gefügt hat. Ganz so war's wenigstens bei Jesus und seinen Jüngern. Er zieht sie, und der Vater zieht sie, und der Geist wirkt in ihnen, daß sie die Wahrheit, die ihnen entgegentritt, auch als Wahrheit erkennen. Und doch sind sie's, die sich ziehen lassen in freiem Gottvertrauen; frei geben sie sich hin und folgen nach. Denn sie selbst suchen das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und weil sie glauben, in Jesus dieses Reich gefunden zu haben, weil sie erfahren, daß er Worte ewigen Lebens hat, die ihnen niemand sonst zu bieten vermag, darum bleiben sie bei ihm. Zittern und Zagen ergreift sie oft, während sie so selbst an ihrem Heile wirken; doch sie überwinden und bleiben fest, weil sie fühlen, daß Gott es ist, der im geheimen in ihnen wirkt oder in ihnen veranlaßt das Wollen und das Vollbringen.[1]) Ist da ein Widerspruch zwischen Gnade und Freiheit? Das Ziehen Gottes stimmt überein mit dem freien Wollen des besseren Ich. Gott zeugt das neue Leben, und durch die Hingabe des freien Willens entsteht der neue Mensch. Die auserwählten Zwölf hatten sich ihm ergeben, sie waren, man möchte sagen, mit ihm verlobt. Wir wollen nun sehen, wie sich ihr Leben unter diesen Umständen weiter gestaltete.

Zunächst hören wir,[2]) wie Jesus sie auf das Innenleben als die verantwortliche Quelle alles Lebens aufmerksam macht. Er lehrt sie das verderbte menschliche Herz kennen, das auch bei tadellosem Lebenswandel meist noch voll ist von gottwidrigem, eitlem und gefährlichem Wünschen. Gegen die pharisäische Tugendhaftigkeit möchte er sie mit demselben Haß erfüllen, wie

[1]) Vgl. Phil. 2, 12 f. — [2]) Mark. 7, 1 ff.

er, der Heilige, ihn fühlt.[1]) Er entzieht sie ganz deren Bannkreis und wandert mit ihnen nordwärts ins Phönizische, um unter den Heiden mit ihnen allein zu sein.

Es muß etwa Mai gewesen sein, als Jesus diese Reise machte. In Galiläa ist um diese Zeit die Ernte in vollem Gang, und es beginnen die Tage der größten Hitze. Was kann es da Schöneres geben als eine Wanderung durch den Libanon? Dort gibt es Gipfel, die bis in die Regionen des ewigen Schnees hineinragen. Von Höhen bis zu 3000 Metern fällt das Gelände in den mannigfachsten Abstufungen langsam nach Westen bis auf den Spiegel des mittelländischen Meeres hinab. Herrliche Wälder mit Bäumen aller Art bedeckten damals dieses Land. Was für Quellen und Schluchten, was für Felsen und Aussichten muß es da gegeben haben! In diesem herrlichen Lande durften sie wandern und ruhen an der Seite des Herrlichsten der Menschenkinder, dessen Seele in unerschöpflichem Reichtum zwischen dem Höchsten und Tiefsten auf- und abschwebte, in allem Gottes wunderbare Absicht suchend und erkennend. Was mögen sie dort für herrliche Stunden erlebt haben, wenn das sonnige Auge des Meisters auf ihnen ruhte und wenn sein liebevolles männliches Herz in Scherz und Ernst, in Ironie und flammendem Zorn vor ihnen sich erschloß! Und dabei frei von Leiden, frei von Sorgen, frei von Mangel, frei von Furcht, — o, dann ist Reisen eine Lust.

In der Gegend von Sidon kehrten sie um[2]) und zogen zurück ans galiläische Meer, aber — wohlbemerkt — an die größtenteils heidnische Ostseite des Sees. Auf der ganzen Reise scheint nur das kanaanäische Weib die Heilandskraft Jesu erbeten zu haben.[3]) Doch nun am See kommen wieder die Hilfsbedürftigen scharenweise zu ihm, er muß sogar wieder einige Tausende mit sieben Broten und einigen Fischen speisen, zieht sich aber gleich darauf zu Schiff an das Westufer zurück. Er ist gewissermaßen auf der Flucht vor dem Volk und hat sich die malerische Felsengegend bei dem damals wegen seiner sittenlosen Üppigkeit berüchtigten Magdala[4]) als Ruhestätte erwählt. Doch auch hier ist seines Bleibens nicht; Pharisäer und Sadduzäer belästigen ihn mit naseweisen Fragen, so daß er wieder hinüber muß auf die andere Seite.

[1]) Matth. 15, 12—20. — [2]) Mark. 7, 31. — [3]) Mark. 7, 24 ff. — [4]) Matth. 15, 39.

Sie fahren quer über den See nach dem am nordöstlichen Ende des Sees gelegenen Bethsaida, das nicht zu verwechseln ist mit dem bei Kapharnaum gelegenen Bethsaida, der Heimat des Philippus und der beiden berühmten Brüderpaare unter den Aposteln. Auf dieser Fahrt spielt sich das sonderbare Mißverständnis ab, wo Jesus von dem Sauerteig der Pharisäer und Sadduzäer spricht und die Jünger voll Angst und Sorge an wirkliches Brot denken.[1])

Vor Bethsaida muß Jesus wieder einen Blinden heilen,[2]) schärft ihm aber ernstlich ein, nicht in den Ort hineinzugehen; er wäre sonst nur wieder unnütz belästigt worden. Was hätte das viele Heilen auch genützt? Wirklich glauben wollten ihm die Leute ja doch nicht. Man war sich eben einig, daß er wohl ein großer Wundertäter, doch nicht der richtige Messias sei.

Das wird wohl auch der Grund gewesen sein, warum sich Jesus wiederum in völlig heidnische Umgebung zurückzog. Diesmal hatte er sich die im Nordnordosten liegenden Abhänge des Hermon, das Quellgebiet des Jordan, wo Philippus, der Sohn Herodes des Großen, sich eine Residenz errichtet hatte, zum ruhigen Verkehr mit seinen Jüngern ausersehen. Dort, bei Cäsarea Philippi spielte die weltberühmte Szene, auf die die römische Kirche nur hinweisen zu brauchen glaubt, um alle Anmaßungen ihrer Päpste zu rechtfertigen.[3])

Wir können selbstverständlich nicht mit gewissen Forschern annehmen, daß Jesus sich bisher nicht für den Messias ausgegeben habe und daß die Jünger, Petrus voran, hier zum ersten Male in Jesus den Messias erkennen, während das Volk noch nicht zu dieser Erkenntnis durchgedrungen sein soll. Wir müssen vielmehr annehmen, daß es sich um eine Art Wiederholung der Szene nach der ersten Brotvermehrung[4]) handelt, daß also das Verdienst der Jünger, Petri voran, darin besteht, daß, während alles Volk ihren Meister nicht mehr für den Messias hält, sie trotz alledem doch noch an diesem Glauben festhalten. Die Leute sagten damals, wie wir bei dieser Gelegenheit aus dem Munde der Jünger erfahren, Jesus sei möglicherweise der wiedererstandene Täufer oder Elias oder Jeremias, einer der Propheten, die dem Messias vorangehen sollten, jedenfalls aber

---

[1]) Matth. 16, 5 ff. — [2]) Mark. 8, 22 ff. — [3]) Matth. 16, 13—23. — [4]) Joh. 6, 66 ff., vergl. S. 37.

entspreche sein schlichtes Auftreten und sein von keiner geltenden Autorität anerkanntes Wesen nicht im geringsten dem, was man vom Messias erwarten müsse. Die Jünger mögen oft selbst so gedacht haben. Was sollten sie auch erwidern, wenn man mit dieser Auffassung ihnen entgegentrat? Man denke sich nur den Kontrast zwischen dem königlichen Eroberer, den man unmittelbar vom Himmel her[1]) erwartete, und dem historischen Jesus, an dem trotz aller Wunder selbst die eigene Mutter zweifelte, der aus Judäa hatte weichen müssen, der in Galiläa vergeblich seine Wunder gewirkt hatte und nun mit seinen wenigen Getreuen wie ein Flüchtling in heidnischen Wäldern fern von Jerusalem umherwandelte, wie einer, der sich selbst überlebt hat.

Jesus als Herzenskenner wußte auch, wie schwer es war, unter solchen Umständen noch an ihm festzuhalten. Wer weiß, ob nicht auf seine Frage: Ihr aber, wer saget ihr, daß ich sei? ein beklemmendes Schweigen erfolgte? Wenn sie mit „Fleisch und Blut," d. h. mit ihrem natürlichen Denken zu Rate gingen, dann mußten sie eben dem Volke recht geben. Darum war es eine anerkennenswerte Tat, daß Petrus als erster die Antwort fand: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes," d. h. du bist der Messias; mögen sie alle denken und sagen, was sie wollen, auf uns kannst du dich dennoch verlassen, wir glauben, daß die Zeit deiner Herrlichkeit noch kommen wird.

Diese Festigkeit konnte Petrus nur deshalb haben, weil er innerlich mit Gott in Verbindung stand. So wenigstens sagt Jesus selbst.[2]) In diesem Sinne nennt er ihn dann weiterhin einen Felsen, auf den er seine Kirche, d. i. seine Gemeinde aufbauen will. Alle Gewalten der Finsternis sollen nicht imstande sein, diesen Bau zu vernichten. Und wirklich, hat Petrus nicht vom Pfingstfeste an, wo auf seine Predigt hin die erste christliche Gemeinde entstand, bis zu seinem Tode eine fundamentale Stellung in der Kirche eingenommen und ununterbrochen die Schlüssel des Himmelreichs gehandhabt? Denn entweder er ließ die Menschen in ihren Banden, ja er verstärkte diese Bande des Satans noch durch den Trotz und Haß, den er durch Wort und Tat bei vielen erweckte, oder aber die Menschen ließen sich lösen von den Banden der Finsternis, indem sie eintraten in das

---

[1]) Vgl. Luk. 4, 9—12. Darin eben lag in diesem Falle die Macht der Versuchung. — [2]) Matth. 16, 17.

Reich des Lichts und der Freiheit, dessen irdische Organisation die sog. christliche Kirche ist und bleibt trotz aller Krankheit, die diesen herrlichen Leib im Lauf der Jahrhunderte fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt hat.

Wie wenig Jesus jetzt noch an eine Überzeugung der Massen dachte, zeigt sein Gebot, wonach die Jünger nicht von seiner Messiaswürde sprechen sollten; es hätte das ja nur noch zu zwecklosen Erörterungen führen können. Er hat jetzt Wichtigeres zu tun. Muß er doch seine Auserwählten auf das bevorstehende Leiden und Sterben vorbereiten. Kaum hat er jedoch das erste Wort davon gesprochen,[1]) da meint auch der vorschnelle Petrus schon, er solle sich doch lieber schonen, zum Tode dürfe es auf keinen Fall kommen.

Nun ist ja bekannt, daß Jesus sehr langmütig und von Herzen sanftmütig war, aber in seine eigenen Angelegenheiten ließ er sich nicht hineinreden. Mit rücksichtsloser Härte wahrte er den „Gliedern" gegenüber seine Stellung als „Haupt". „Zurück von mir, Satan, du bist mir ärgerlich; denn du hast nicht Gottes, sondern der Menschen Gedanken." So weist er Petrus zurück, und es ist sehr zu bedauern, daß die Päpste dieses Wort nicht ebenso häufig erwogen haben wie das andere, vorhin erwähnte von der Bevorzugung ihres angeblichen Vorgängers im viel-vieltausendfach mißbrauchten Schlüsselamte.

Sechs Tage nach diesem Tage von Cäsarea Philippi erlebten die drei bevorzugten Jünger, Petrus, Jakobus und Johannes, das Wunder der Verklärung.[2]) Sie sahen Jesus in einem strahlenden Glanze und neben ihm Moses und Elias. Gesprochen wurde dabei „von dem Ausgang, den er sollte erfüllen in Jerusalem," also von einem für die Jünger höchst wichtigen Thema. Doch scheinen diese nicht viel daraus gelernt zu haben; denn als Jesus bald darauf zum zweiten Male von seinem Leiden sprach,[3]) begriffen sie wiederum nichts, ja sie fürchteten sich, ihn näher zu fragen.

Überhaupt sind die Berichte aus dieser Zeit sehr interessant für die Stellung der Jünger zu Jesus. Jesus sagt später[4]) einmal zu ihnen, der Geist der Wahrheit sei vorläufig erst von außen her an ihnen wirksam gewesen, es werde aber die Stunde

---

[1]) Matth. 16, 21. — [2]) Luk. 9, 28 ff.; Matth. 17, 1 ff. — [3]) Luk. 9, 43 ff. Matth. 17, 22 ff. — [4]) Joh. 14, 17 nach dem Grundtext.

kommen, da er in ihrem Innern Wohnung nehmen werde. Die Welt, sagt er, kann diesen Geist der Wahrheit nicht empfangen; sie nimmt ihn weder unmittelbar wahr (θεωρεῖ), noch erkennt sie ihn mittelbar (γινώσκει) an dem Werk, durch das er sich kundtut. Dies Werk hätte man nämlich an den Jüngern erkennen können; die Jünger haben ja doch ihren Beruf und ihre Stellung unter Verwandten und Bekannten völlig preisgegeben. Vernünftige Menschen tun so etwas nicht ohne Grund. Ihr Grund war, wie wir gesehen haben, das Band, das eine unsichtbare Hand zwischen ihnen und Jesus wob. Der Geist der Wahrheit trieb sein Werk an ihnen und zwang sie, wenn man so sagen darf, freiwillig gegen ihre natürlichen Interessen zu handeln. Sie müssen, weil der Vater sie zieht, weil er sie aus der Welt ausgesondert und dem Sohne als Apostel gegeben hat; und doch ist's gleichzeitig ihr freier Wille, da sie ja erkennen, daß er der Messias ist und innerlich fühlen, daß er wirklich recht hat in allem, was er sagt und tut, auch wenn sie's nicht verstehen. So sind sie denn also offenkundig Leute, in denen eine Kraft wirkt, die in den übrigen Menschen nicht zu bemerken ist. Sie sind von oben her gezeugt, göttlicher Same hat sie befruchtet und läßt nicht mehr ab, in ihnen Neues zu wecken und zu treiben; aber von neuem geboren sind sie noch nicht. Wären sie das, so wären sie nicht mehr die alten, sondern neue Menschen. Wären sie aber neue Menschen, die aus Gott geboren sind, so könnten sie Jesus gegenüber nicht mehr so unverständig sein, wie sie es nach den evangelischen Berichten wirklich sind. Man lese nur Mk. 8, 14—20, wo sie nicht einmal die Redensart vom Sauerteig der Pharisäer verstehen und immer noch voll Sorgen fürs tägliche Brot sind. Der Gedanke einer Auferstehung Jesu ist ihnen trotz der Totenerweckungen, die sie erlebt hatten, völlig unfaßbar.[1]) Jesus wirft ihnen ohne weiteres Unglauben vor,[2]) und im Hause des Petrus[3]) muß er sie über die elementarsten Dinge unterrichten, über den Wert eines kindlichen Gemütes, über die Liebe Gottes auch zu den geringsten Menschenkindern und über die Pflicht der Versöhnlichkeit. Petrus ist dabei so naiv zu meinen, man solle über seine Beziehungen zu den Mitmenschen gewissermaßen Buch führen und dabei großmütig jedem siebenmal, nicht mehr

[1]) Mk. 9, 10. — [2]) Mt. 17, 20. — [3]) Mk. 9, 33 ff.; Mt. 18, 1 ff.

und nicht weniger, vergeben,[1]) so daß ihm Jesus durch das Gleichnis vom Schalksknecht eine gründliche Belehrung zu teil werden lassen muß.

Mit der den Evangelien eigenen wunderbaren Wahrheitsliebe wird uns geschildert, wie die Jünger ununterbrochen in diesem unfertigen Zustande dem Herrn gegenüberstehen. Auf der Reise zum letzten Laubhüttenfeste im Spätsommer des letzten Lebensjahres Jesu müssen seine bevorzugten Apostel Jakobus und Johannes sich von Jesus tadeln lassen, weil sie um Vernichtung der ungastlichen Samariterstadt beten wollten.[2]) Als er gegen Ende des letzten Winters von dem weniger bekannten, Jericho gegenüberliegenden Bethanien in Peräa aus zur Auferweckung des Lazarus nach dem bekannten, bei Jerusalem gelegenen Bethanien aufbrechen will, meinen sie, ihn davon abhalten zu müssen. Da er natürlich auf seinem Vorhaben besteht, sind sie freilich auch gleich wieder bereit, mit ihm zu gehen und mit ihm zu sterben.[3]) Zum Sterben ging's ja allerdings noch nicht; doch mußte sich Jesus immerhin von Bethanien aus in das einsame Ephraim zurückziehen. Selbst als es dann kurz vor dem letzten Osterfeste von da aus wirklich zum Sterben geht, da finden wir die beiden bevorzugten Apostel mit ihrer Mutter Salome unterwegs in großer Sorge über die wichtige Frage, ob sie auch nach der Aufrichtung des königlichen Messiasreiches noch wie jetzt die Ehrenplätze zur Rechten und zur Linken des Herrn einnehmen würden.[4])

Beim Einzug am Palmsonntag dachten die Jünger natürlich allesamt, nun werde das schöne langersehnte Reich errichtet; selbst die Tränen, die Jesus damals über Jerusalem weinte,[5]) scheinen sie darin nicht beirrt zu haben. Auch als dann Jesus am Abend des Dienstags in der Charwoche oben auf dem Ölberge zu ihnen klar und eindringlich von der Zerstörung des Tempels und der Stadt und von der großen Warte- und Leidenszeit sprach, die seiner Wiederkunft vorausgehen müsse, da mögen sie wohl bestürzt und traurig geworden sein, verstanden haben sie ihn aber auch da noch nicht.

Zwei Tage später, beim Eintritt in den Saal des letzten Abendmahles, als kein Diener zur Stelle war, um die übliche

---

[1]) Matth. 18, 21. — [2]) Luk. 9, 55. — [3]) Joh. 11, 8. 16. — [4]) Matth. 20, 20 ff. — [5]) Luk. 19, 41.

Fußwaſchung vorzunehmen, da iſt gewiß dem einen oder dem anderen von ihnen der Gedanke gekommen, es ſei nun wohl an ihm, den Diener zu machen, damit das Mahl in allen Ehren vor ſich gehen könne. Doch ſiehe, ſie hatten alle noch den in unſerer verderbten Natur nun einmal eingewurzelten Dünkel, der ſich durch ſolches Dienen etwas zu vergeben glaubt, und ſo legten ſie ſich denn ohne weiteres mit ihren von der Straße beſchmutzten Füßen auf die Polſter, bis Jeſus, von allem andern abgeſehen, ihnen auf beſchämende Weiſe zeigte, daß Gott Reinlichkeit auch dann fordert, wenn man die ſonſt übliche Bedienung gerade nicht zur Verfügung hat.

Gleich darnach empfingen ſie zum erſten Male das Sakrament ſeines Leibes und Blutes; auch dadurch wurde ihre Unfähigkeit nicht gehoben. Man leſe nur die Abſchiedsreden. Sie beginnen mit den zuverſichtlichen Worten des Petrus, der ſein Leben laſſen will für ſeinen Meiſter und doch wenige Stunden darauf voll Angſt verſichert, er kenne dieſen Menſchen nicht. Dann folgen Fragen wie „Herr, zeige uns den Vater, und wir ſind zufrieden“,[1]) oder „Herr, wir wiſſen nicht, wohin du gehſt, wie können wir den Weg wiſſen?“ So fragen Philippus und Thomas; von Judas Thaddäus finden wir die Worte: „Herr, was iſt geſchehen, daß du dich uns willſt offenbaren, nicht aber der Welt?“[2]) Wir erfahren ferner, daß ſie untereinander reden: „Was iſt das, daß er uns ſagt: Über ein Kleines, ſo werdet ihr mich nicht ſehen, und was meint er mit dem Hingehen zum Vater? Was meint er mit dem „„über ein Kleines““? Wir wiſſen nicht, was er redet?“[3]) Endlich ſind ſie ſo weit, daß ſie ſagen: „Siehe, nun redeſt du frei heraus und nicht in Gleichniſſen. Nun wiſſen wir, daß du alles weißt und nicht nötig haſt, daß man dich frage. Darum glauben wir, daß du von Gott ausgegangen biſt.“ Und gerade jetzt muß Jeſus ihnen antworten: „Jetzt glaubt ihr? Siehe es kommt die Stunde, und ſchon iſt ſie da, daß ihr zerſtreuet werdet ein jeglicher in das Seine, und mich laßt ihr allein.“

Und wirklich, zwei Stunden ſpäter, da waren ſie alle geflohen. Nicht einmal beim Begräbnis ſcheint einer von den Zwölfen dabei geweſen zu ſein. Und als ſie von der Auferſtehung hörten, hielten ſie's für törichtes Gerede. Selbſt als

---

[1]) Joh. 14, 8. — [2]) Joh. 14, 22. — [3]) Joh. 16, 17 f.

ihn alle leibhaftig gesehen und gesprochen hatten, wollte Thomas, weil er gerade nicht dabei gewesen war, noch weiter zweifeln. Zehn Tage nach der Himmelfahrt erst, als sie den heiligen Geist empfingen, als der Geist, der bisher *an* ihnen gearbeitet hatte, *in* ihnen *Wohnung* nahm, da fielen die Fesseln des alten Menschen von ihnen ab, da begriffen sie den Sinn des Lebens Jesu, da trat der neue Mensch in ihnen ans Licht. Von diesem Tage an gab es etwas völlig Neues auf Erden, nämlich Menschen, die Tempel des heiligen Geistes geworden waren, Menschen, deren Wandel im Himmel war, Menschen, die Bürger geworden waren in einer andern Welt, in einer Welt, in der nur der Wille Gottes regiert, die darum auch das Reich Gottes genannt wird.

Dieses Reich Gottes, auch Himmelreich genannt, ist das Neue, das der Welt in Christus und seinen Jüngern entgegentritt. Es kommt vom Himmel auf die Erde; Jesus ist der erste, der es vertritt und darstellt. Darum kann er auch den Pharisäern, die ihn fragen, wann es komme, die Antwort geben: „Siehe, das Reich Gottes ist in eurer Mitte" oder, besser gesagt, mitten unter euch.[1]) Nicht als ob sie es in sich gehabt hätten[2]) — wahrhaftig nicht — sondern er ist vorläufig allein das Reich Gottes auf Erden, alle andern Menschen gehören noch mehr oder weniger zum Reiche Satans, des Fürsten dieser Welt, wenngleich auch darüber Gott natürlich Oberhoheitsrechte hat. Jedenfalls ist Jesus vorläufig der einzige, in dem Gott unbeschränkt herrscht, und eben das hätten die Pharisäer sehen sollen, weil es in ihrer Mitte sich vollzog; aber sie sahen es nicht. Das Reich Gottes steht also vor ihren Augen, und doch ist's ihnen verborgen. Das ist einer der interessantesten Züge dieses Reiches, ein Zug, den es bis heute beibehalten hat, obwohl die Zahl der Angehörigen dieses Reiches vom Pfingstfeste an nie aufgehört hat zu wachsen. Denn statt des einen, der in den Himmel aufgefahren war, sah man auf einmal Hunderte von Jüngern Jesu, die den heiligen Geist empfangen hatten, in denen also, ähnlich wie in ihm, auch irgendwie die Gottheit ihr Zelt aufgeschlagen hatte, Leute, deren Speise es war, den Willen Gottes zu tun, die tatsächlich Gott mehr liebten als alle andern Menschen, auch mehr als sich und ihr eigenes

[1]) Lk. 17, 21. — [2]) So die *sprachlich* allerdings mögliche Übs. Luthers.

Leben. Das haben ſie bewieſen durch ihr Leben und Sterben; die Welt aber, in deren Mitte ſie das Reich Gottes darſtellten, erkannte es ebenſo wenig, wie die Phariſäer es in Jeſus erkannt hatten. Nur wenige, die nämlich, an denen der Geiſt Gottes weiterhin ſein Werk betrieb, erkannten die Wahrheit und ließen ſich umgebären für dieſes Reich.

In bezug auf dieſes Reich iſt Jeſus weder Optimiſt noch Peſſimiſt, ſondern wahrer Prophet. Er hat geſagt, daß reichlich dazu geſäet werden ſoll, daß viele berufen, aber wenige auserwählt werden ſollen. Er wußte, daß der Same auf viel harte Herzen fallen würde. Er wußte auch, daß viel von dem, was aufgehen werde, in der Hitze der Verſuchung verdorren werde. Er wußte ferner, daß auch die tief und edel angelegten Herzen für ſeinen Samen keine Garantie bieten, weil eben dieſe Herzen auch für das Unkraut ein ganz beſonders guter Boden ſind und weil zudem die Dornen und Diſteln ihrer Natur nach ſehr viel üppiger wachſen als Weizenſaat. Er wußte aber auch, daß Gott ſich reine wogende Weizenfelder beſtellen und von ihnen reife Frucht erzielen werde. Er ſagt von dieſer Saat, daß es ihr geht wie aller Saat; ſie keimt und wächſt und blüht und reift, ohne daß wir viel dazu tun, und niemand weiß recht wie.[1]) Sie wächſt inmitten des Unkrauts, das der böſe Feind in dieſer Welt ſich zieht; und Gott läßt beides mit einander wachſen, ſein Reich, die Kinder des Lichts, und Satans Reich, die Kinder dieſer Welt, bis der große Tag der weltgeſchichtlichen Scheidung kommt.[2]) Mit oder ohne kirchliche Organiſation werfen die Apoſtel und ihre Nachfolger das Netz aus, in dem die Menſchen zu dieſem Reich gefangen werden; und wenn die Zeit erfüllt iſt, dann ſollen die Engel Gottes kommen und die unbrauchbaren wieder heraus leſen, um ſie für immer wegzuwerfen.[3]) Die Menſchen aber, die wahrhaft dem Reiche Gottes angehören, die ſind das Salz, das dieſe Welt vor völliger Fäulnis bewahrt; und wie eine Stadt, die auf einem Berge liegt und überdies noch einen Leuchtturm hat,[4]) ſo ragen ſie über die übrige Menſchheit empor. Wie ein Sauerteig, ſo wirken und heben und würzen ſie unſichtbar die ganze Welt. Man bedenke nur, welch ſegensreiche Wirkung das Chriſtentum trotz aller kirchlichen

[1]) Mark. 4, 26 ff. — [2]) Matth. 13, 24—30. 37–43. — [3]) Matth. 13, 47 ff. — [4]) Mt. 5, 13. 14.

Krankheiten im Lauf der Jahrhunderte ausgeübt hat. Aus dem unscheinbaren Senfkorn, das mit Jesus der Welt einverleibt wurde, ist ein Baum geworden, in dessen Zweigen vieltausend Vöglein ihre Lieder singen.

Wer den Wert dieses Reiches erkannt hat, der kann nichts Weiseres tun, als all sein Hab und Gut verkaufen, um für den Preis diese kostbare Perle zu erstehen,[1]) oder, um das andere Bild zu gebrauchen, um für den Erlös den Acker zu kaufen, in dem dieser kostbare Schatz verborgen liegt. Der dabei zu erwartende Lohn ist immer derselbe; die ersten, die des Tages Last und Hitze getragen haben, empfangen nicht mehr als die, die ganz zuletzt in die Arbeit eingetreten sind.[2]) Und was empfangen sie? Nun zunächst wird der Hunger ihrer Seele, der Durst nach innerer Rechtbeschaffenheit, das Sehnen nach Wahrheit und Frieden gestillt. Sie werden ruhig, still und fest. Sie allein sind wahre Menschen, in denen das Ebenbild Gottes in der Ähnlichkeit mit Christus zutage tritt; alle andern sind im Vergleich mit ihnen Untermenschen, in denen, ob sie's wissen oder nicht, das Ebenbild des Allerhöchsten, das in den Zügen ihrer Kindheit manchmal noch so strahlend und herzerquickend durchbrach, durch Satans List und Tücke tagtäglich mehr entstellt wird. Von denen aber, deren Seele Gott gefunden, da fließen Ströme lebendigen Wassers, und alles dient ihnen zum Heile.

Gründlich freilich muß ihre Umwandlung sein; denn man setzt keinen neuen Lappen auf ein altes Kleid, und neuen Wein füllt man nicht in alte Schläuche.[3]) Auch ist der Weg, den sie zu gehen haben, schmal, und eng die Pforte, durch die man ihn betritt. Mit ihrem Herrn und Meister müssen sie verworfen werden von der Welt und durch viel Leiden eingehen in ihre Herrlichkeit. Ihre Hoffnung ist die Wiederkunft Christi, wo sie, die Verachteten, als seine Braut vor aller Welt öffentlich auserwählt und in verklärten Leibern ihm auf immer zugesellt werden. Dann endlich wird das Reich Gottes aus dem Zustand der Verborgenheit und Schmach heraustreten, dann werden wehklagen alle Geschlechter auf Erden, weil sie erkennen werden, wen sie verworfen haben, und wie töricht es war, ein Leben führen zu wollen ohne Gott. Dann wird sich's

[1]) Matth. 13, 45. — [2]) Matth. 20, 1—16. — [3]) Matth. 9, 14 ff.

zeigen, wozu ſich Gott die große Schar von Heiligen aus allen Völkern herangezogen hat; denn dann werden dieſe das Amt antreten, zu dem ſie ſich haben berufen und unter Tränen und Seufzern heranbilden laſſen. Und dieſes ihr Amt, worin beſteht es? Nun, mitwirken ſollen ſie mit ihrem dann allenthalben anerkannten Meiſter, ein jeder in ſeiner beſonderen Weiſe, an dem großen Werke der lang verheißenen Wiederherſtellung der Menſchheit, die doch geſchaffen iſt, um ſelig zu werden, und die trotz aller Not und allen Jammers, die zwiſchenein gekommen ſind, dann endlich doch auf eben dieſer unſerer Erde[1]) das Ziel erreichen ſoll, zu dem ſie Gott aus Liebe geſchaffen hat.

[1]) Auf dieſem Boden ſteht auch „das prophetiſche Wort“, eine ſeit 1907 erſcheinende „Monatsſchrift für gläubige Schriftforſcher“, herausgegeben von Prof. Ernſt Ströter.

Der Gottmensch im Angesicht des Todes.

Das Einzigartige, wozu die Jünger Jesu herangebildet wurden, war, wie wir gesehen haben, das, daß sie zu Tempeln des heiligen Geistes, also zu einer Behausung Gottes werden sollten, während sie vorher, wenn nicht gradezu eine Behausung böser Geister, so doch mindestens dem Einfluß solcher Geister schutzlos preisgegeben waren. Erst vom Tage des Pfingstfestes an hatten sie diesen göttlichen Geist ihres Meisters, den sie vorher nicht nur nicht besaßen, sondern nicht einmal fassen konnten. Das Geheimnis dieser Vereinigung göttlichen und menschlichen Lebens ist gewiß nicht gering, aber schließlich auch nicht größer als das uns allen bekannte Geheimnis der innigen Wechselwirkung zwischen Leib und Seele, das sich alltäglich in uns selbst vollzieht. Weiß man doch immer noch nicht recht, welcher Teil unseres Lebens sich im Gehirn und welcher in der Seele sich vollzieht; und noch viel weniger weiß man, wie die Seele es anfängt, durch Wirkung auf die Nerven den Leib nach ihrem freien Willen zu bewegen. Auch bleibt der Leib trotz dieser innigen Verbindung mit der Seele stets allen Naturgesetzen der körperlichen Welt unterworfen, obwohl er andererseits bei einem rechten Menschen nichts als Organ der Seele ist. Ganz ähnlich diesem allbekannten Geheimnis ist das Geheimnis der Jüngerschaft Jesu. Auch nach dem Pfingstfest sind die Apostel selbstverständlich noch ganz dieselben Charaktere wie vorher, und doch ist alles anders geworden; denn nun sind sie Werkzeuge eines göttlichen Geistes, der, wie Paulus sich ausdrückt, in ihnen wirkt das Wollen und das Vollbringen.

Das höchste, von uns allerdings unmöglich zu erreichende Bild solch inniger Vereinigung göttlichen und menschlichen

Lebens ist Jesus selbst. Er ist ein Mensch, so menschlich wie nur einer, wie eigentlich nur er allein, weil er allein ohne Sünde, ohne jedwedes Gottwidrige, also auch ohne irgend etwas Naturwidriges in seinem Wesen ist; doch *in* ihm wohnt die zweite Person der Gottheit. Ganz einfach ist das freilich nicht, doch auch nicht so verwickelt, daß wir es gar nicht fassen könnten. Man muß nur nichts verstehen wollen, was unser Fassungsvermögen an sich übersteigt, und dann vor allem, man muß frei sein von jeder, auch noch so verschleierten Form der in der Philosophie und leider auch in der Theologie von jeher herrschenden pantheistischen Weltanschauung.

Zunächst ist's doch nicht schwierig, sich Jesus als einfachen Menschen mit Leib und Seele vorzustellen. Auch ist es ferner garnicht so schwierig, sich drei verschiedene, aber wesensgleiche göttliche Personen zu denken; man muß nur unter „Person" nicht mehr verstehen als ein mit Selbstbewußtsein begabtes Wesen irgendwelcher Art. Vor allem aber muß man sich diese drei göttlichen Personen nicht vorstellen, sondern nur denken wollen. Vorstellen kann man sich nur sinnlich faßbare Dinge, nicht aber etwas, was, wie Gott, in seinem Wesen unsern Sinnen ganz entzogen ist. Man kann sich ja auch in der Mathematik eine unendliche Entfernung nicht *vorstellen*, wohl aber kann man sich *denken*, daß drei Größen unendlich weit von uns entfernt sind, selbst wenn sie unter sich in fest bestimmtem Abstand von einander stehen. Daß drei gleich eins ist, das freilich kann man sich nicht denken, wohl aber kann man sich denken, obwohl es in der Natur nicht vorkommt, daß drei beliebige Größen einander völlig gleich sein könnten. Das aber heißt, auf persönliche Wesen angewandt, man kann sich, wenn auch nicht vorstellen, so doch denken, daß drei persönliche Wesen von sonst unbestimmter Art einander völlig gleich sind, auf Gott angewandt, daß drei gleich göttliche Ichs nebeneinander bestehen und zusammen das eine göttliche Wesen ausmachen, oder, anders ausgedrückt, daß *ein* göttliches Wesen in drei wesensgleichen, also gleich göttlichen Personen, d. h. in drei selbständigen Ichs vorhanden sein kann.

Warum soll sich nun nicht das zweite dieser drei göttlichen Ichs mit dem aus Leib und Seele bestehenden Menschen Jesus persönlich dauernd verbunden haben können? Die alte Kirche hielt diese Annahme auf Grund der geschichtlich gegebenen Tat-

Digitized by Google

ſachen des Lebens Jeſu für die einzig richtige Auffaſſung des Weſens Chriſti; ja, ſchon der Lieblingsjünger Jeſu, ſein Vetter Johannes, der Verfaſſer des ewig ſchönen vierten Evangeliums, hat ſich die Sache ſo zurechtgelegt. Er ſpricht[1]) von einem perſönlichen göttlichen Weſen, das ohne mehr und ohne weniger zu ſein als Gott, ſchon von Anfang an ein Leben führte bei Gott. Die allgemein übliche deutſche Überſetzung der Stelle (im Anfang war das Wort uſw.) iſt durchaus ungenügend; der Ausdruck „Wort" gibt nicht entfernt das wieder, was Johannes mit dem Worte „λόγος" meint. Auch iſt es irreführend, wenn weiter überſetzt wird: „Das Wort ward Fleiſch." Wollte man den Gedanken des Johannes im Deutſchen logiſch richtig wiedergeben, ſo müßte man etwa ſagen: Dieſe zweite göttliche Perſon trat auf[2]) als Menſch, oder: erſchien im Fleiſche. Denn wenn die zweite Perſon der Gottheit Fleiſch oder Menſch geworden wäre, dann hätte er ja aufgehört, göttlich zu ſein. Johannes aber und auch das Nicenum wollen ſagen, daß die zweite Perſon der Gottheit in Jeſus ein irdiſches Zelt[3]) bezog und ſo, obwohl ſie Gottheit blieb, in unſerer Mitte Wohnung genommen hat.

Man hat viel von einer Taufe Jeſu mit dem heiligen Geiſte geſprochen, als wenn bei der Taufe im Jordan der Geiſt Gottes ſich mit dem Menſchen Jeſus verbunden hätte. Wäre dem alſo, ſo wäre Jeſus vor der Taufe ein einfacher Menſch und nachher genau dasſelbe geweſen, was alle ſeine wahren Jünger vom Pfingſtfeſte an zu jeder Zeit geweſen ſind. Das aber haben die Apoſtel und Evangeliſten, die doch gewiß den heiligen Geiſt empfangen zu haben glaubten, auf keinen Fall gedacht. Es wird uns auch durch ſie nur berichtet, daß unter der Erſcheinung einer ſchwebenden Taube der Geiſt Gottes, alſo wohl die dritte Perſon der Gottheit ſichtbar über Jeſus ruhte, als nach der Taufe die Stimme des Vaters, alſo der erſten Perſon der Gottheit, vom Himmel erſcholl: „Dieſer iſt mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe." Daß dieſer unter der Taube zu denkende Geiſt in Jeſus von da ab Wohnung nahm, ſteht nirgendwo.[4]) Das war bei Jeſus gar

---

[1]) Joh. 1, 1ff. — [2]) Wegen ἐγένετο vergl. Joh. 1, 6. (Es trat auf ein Menſch). — [3]) ἐσκήνωσεν ἐν ἡμῖν, Joh. 1, 14. — [4]) Joh. 1, 31 ſteht nicht ἐν αὐτῷ, ſondern ἐπ' αὐτόν, d. h. „auf ihn hin" gerichtet, und bei den Synoptikern ſteht nicht μένειν, ſondern καταβαίνειν.

nicht nötig; in ihm war längſt die zweite Perſon der Gottheit unter zeitweiligem Verzicht auf die himmliſche Herrlichkeit eingezogen. Er war der eine und einzige Gottmenſch; und falls er ſich bis dahin nicht als ſolchen gewußt hat, ſo wußte er jedenfalls vom Tage der Taufe ab ganz beſtimmt, daß er das ſei. Anders iſt die übermenſchliche Art ſeines Auftretens gar nicht befriedigend zu erklären. Vom heiligen Geiſte dagegen kann man auf Grund einiger Stellen höchſtens ſagen, daß er mit ſeinem Intereſſe „auf Jeſus hin gerichtet“ blieb.[1])

Über das, was Jeſus früher von ſich gehalten hat, beſitzen wir nur das eine Wort des Zwölfjährigen: „Wußtet ihr nicht, daß ich in dem ſein muß, was meines Vaters iſt?“ Klar iſt, daß damit eine ganz unerhörte Ausnahmeſtellung gemeint iſt. Was alles der Knabe dabei gedacht hat, iſt ſchwer zu ergründen, zumal uns ausdrücklich erzählt wird, daß auch Maria und Joſeph ihn nicht verſtanden haben. Jedenfalls müſſen wir uns aber denken, daß Jeſus ſo gut wie jeder andere Knabe zu ergründen hatte, wozu ihn Gott berufen habe. Daß er beizeiten über die wunderbaren Umſtände bei ſeiner Geburt in Kenntnis geſetzt wurde, dürfen wir als ſicher annehmen. Sein Beruf als Meſſias war damit gegeben; ebenſo war damit als tägliches Brot für ihn die ganze große Reihe meſſianiſcher Weisſagungen des Alten Teſtaments gegeben. Nun iſt das Höchſte und ſo ziemlich auch das letzte, was darin über den Meſſias geſagt wird, das Geſicht vom Menſchenſohne,[2]) der in den Wolken des Himmels kommt und dem von Gott „Herrſchaft und Herrlichkeit und Königtum gegeben wird, daß alle Völker und Nationen und Zungen ihm dienen“, und deſſen Herrſchaft nie vergehen und deſſen Königtum niemals zerſtört werden ſoll. Zu dieſem

---

[1]) Angeſichts der ganz und gar unüberſehbaren Literatur, die über dieſe Fragen nach der Gottheit in Jeſus beſteht, könnte die Kürze, mit der wir hier darüber weggehen, faſt leichtfertig erſcheinen. Der Rahmen dieſer Schrift geſtattet aber nun einmal keine gelehrten Auseinanderſetzungen. Sie beruht auf der oben (S. 13 Anm.) genannten Evangelienharmonie und den perſönlichen Glaubensüberzeugungen des Verfaſſers. Nur darauf ſei hier noch hingewieſen, daß Jeſus in den Abſchiedsreden bei Johannes den heiligen Geiſt, den er den Jüngern ſenden will, einen „andern“ Tröſter oder Beiſtand nennt; das konnte er doch nicht ſagen, wenn er den heiligen Geiſt für dasjenige Ich der Gottheit hielt, als deſſen Wohnſtätte oder Tempel er ſich ſelbſt bezeichnete. — [2]) Dan. 7, 13 ff.

Digitized by Google

Königtum fühlt Jesus sich berufen; im Sinne dieser Weltherrschaft nennt er sich selbst mit Vorliebe „des Menschen Sohn“. Auch daß dieser Weg durch Verwerfung, Leiden und Tod gehe, und daß dies Leiden um der Sünden willen nötig sei, stand schon in seiner Bibel.[1])

Das alles also konnte er wissen ohne besondere Offenbarung der in ihm wohnenden Gottheit. Überhaupt wird man sich deren Tätigkeit sehr reserviert vorstellen müssen. Jesus betet zum Vater im Himmel wie jeder andere Mensch, all seine Entscheidungen fällt er als Mensch; was er von Gottes Plänen weiß, weiß er aus ebendenselben heiligen Schriften, aus denen alle es wissen könnten, so gut wie er. Wie hätte es auch anders sein können? Ist es doch klar, daß jedes nicht genau bemessene Übergreifen des göttlichen in das menschliche Bewußtsein sein menschliches Wesen zersprengt hätte. Ein Mensch mit Allmacht und Allwissenheit ist etwas Undenkbares; sein Handeln wäre nicht mehr menschlich, sondern göttlich. Warum aber Gott überhaupt in menschliche Hülle eintreten mußte, und wie die Grenze zwischen göttlichem und menschlichem Bewußtsein in Jesus lief, darauf kann hier nicht näher eingegangen werden; wir haben nur zu konstatieren, daß Jesus, wie wir schon im zweiten Kapitel gesehen haben, gleich zu Beginn seiner Wirksamkeit, die von ihm beanspruchte alles überragende Autorität damit begründet, daß er erklärte, er sei ein Tempel Gottes und habe vor seinem Erdenleben bei Gott im Himmel geweilt.[2])

Aus eben dieser Zeit, also gleich vom ersten Auftreten berichtet uns Johannes, daß Jesus keiner Mitteilungen über einen Menschen bedurfte, sondern ohne weiteres wußte, wie es mit jedem stand.[3]) Das aber konnte er als Mensch unmöglich wissen. Hier hätten wir somit einen der Punkte, bei denen wir nicht mehr zurechtkommen, ohne ein unmittelbares Eingreifen der in ihm wohnenden Gottheit anzunehmen. Auch seine Wunder sind nicht anders zu erklären. Er tut sie selbst. Es ist nicht, wie es später bei seinen Aposteln war, die stets geflissentlich die Auffassung bekämpften, als hätten sie selbst eine Wunderkraft zur freien Verfügung. Bei Jesus geht die Kraft der Genesung wirklich von ihm selber aus; und wenn auch noch so sehr der

---

[1]) Jes. 52, 13—53, 12. — [2]) Joh. 2, 19 und 3, 13, vergl. oben S. 15. — [3]) Joh. 1, 47; 2, 25; 4, 16—18.

Glaube als Bedingung gefordert wird, und wenn auch Jeſus noch ſo oft dem himmliſchen Vater alle Ehre überweiſt, er iſt und bleibt, wenn wir an den Berichten nicht mäkeln wollen, ſtets ſelbſt der große Wundertäter, der rechtmäßige Inhaber göttlicher Macht. Das aber iſt er darum, weil die Gottheit in ihm wohnt, weil göttliches und menſchliches Weſen in ihm für immer perſönlich verbunden ſind, ſo daß ihm allezeit göttliche Kraft zur Verfügung ſteht. Was er als Menſch nicht wiſſen ſoll und darf, das bleibt ganz einfach verborgen in der Gottheit;[1]) was er hingegen wiſſen muß, um offenkundig als Meſſias zu erſcheinen, das tritt zur rechten Zeit hinüber aus dem göttlichen ins menſchliche Bewußtſein. So mag ihm nach und nach eins nach dem andern klar geworden ſein, ganz klar iſt er ſich ſelbſt am letzten Abend in Gethſemane noch nicht; wie klar ihm aber ſonſt die Zukunft ſtets vor Augen ſtand, und wie er ſelbſt göttliches Weſen ſtets für ſich in Anſpruch nimmt, das werden wir im folgenden bemerken, wenn wir den Reſt ſeines Erdenlebens ins Auge faſſen.

Wir waren gekommen bis zum Sommer des dritten Jahres ſeiner öffentlichen Wirkſamkeit. Wir hatten geſehen, wie er das erſte Jahr in Judäa und dann das zweite in ſeiner Heimat Galiläa zugebracht hat, und wie er ſchließlich, nur den zwölf Getreuen lebend, die Städte ſeines Volkes meidend, in halbheidniſchen Gegenden umherzog. Es kommt nun die Zeit des den Herbſt einleitenden Laubhüttenfeſtes, wo viele Tauſende ſich wieder in Jeruſalem zu ſammeln pflegten. Anderthalb Jahre hat er Jeruſalem gemieden. Da ſprechen ſeine Brüder zu Hauſe in Nazareth zu ihm: „Mache dich auf, und geh nach Judäa, und offenbare dich der Welt.“ Er fühlt den Hohn, der darin liegt; denn ſeine Rolle war in ihren Augen ausgeſpielt. Darum die harte, ja bittere Antwort.[2]) Weiß er doch, daß man ihn haßt, weil man ihn haſſen muß, ſolange man ſich gegen die Erkenntnis ſeiner makelloſen Reinheit und der eigenen Verderbtheit ſträubt. Schließlich reiſt er aber doch zum Feſte, doch nicht auf der gewöhnlichen Straße am linken Jordanufer, ſondern mitten durch Samaria;[3]) und mitten im Feſtgetriebe erſcheint er plötzlich im Tempel.

Wenn man die wirklich bitteren Erörterungen während der

[1]) Mark. 13, 32. — [2]) Joh. 7, 6 f. — [3]) Luk. 9, 51 ff.

damaligen Festtage liest,[1]) gewinnt man den Eindruck, als sei Jesus nur nach Jerusalem gekommen, um mit Jerusalem zu brechen. Vor anderthalb Jahren war er gewissermaßen aus der Stadt gewichen wie einer, der den kürzeren gezogen hat. Jetzt tritt er in der ganzen Hoheit des Messias noch einmal vor die Stadt, die seinen Untergang beschlossen hat. Er weiß, daß sie ihn „erhöhen" werden ans Kreuz, doch auch, daß man ihn darnach anerkennen wird.[2]) Gleich zu Beginn greift er sie an: „Von euch hält keiner die Gebote; ich halte sie. Mich aber wollt ihr töten, weil ich an einem Sabbat einen Menschen gesund gemacht habe."[3]) Sie meinen, er könne nicht der Messias sein, weil sie doch seinen Ursprung kennten; er aber sagt mit bitterer Ironie: „Jawohl, ihr wißt, wer ich bin und woher ich bin, den aber, der mich gesandt hat, kennt ihr nicht."[4]) Schon darauf hin will man ihn greifen; doch seine Stunde ist noch nicht gekommen. Vor den erbitterten Feinden spricht er gelassen von seinem bevorstehenden Hingang zum Vater, und dabei ist sein Reden so gewaltig, daß selbst die Henkersknechte, die ihn fesseln sollen, vor Staunen stille stehn und vor den Hohenpriestern sich entschuldigen mit den denkwürdigen Worten: „Nie hat ein Mensch geredet, wie dieser redet."[5])

Wir hören weiter die tief ins Gewissen schneidenden Worte: „Wer unter euch noch nicht gesündigt hat, der werfe den ersten Stein auf sie."[6]) „Ihr kennet weder mich noch meinen Vater."[7]) „Ich gehe fort von euch, und wohin ich gehe, dahin könnt ihr nicht kommen." „Ihr seid von unten, ich bin von oben."[8]) „Warum versteht ihr meine Sprache nicht? Weil ich von Gott komme, ihr aber Kinder Satans seid mit Satans Lust im Herzen. Weil ich die Wahrheit rede, darum glaubt ihr nicht. Wer von euch kann mich einer Sünde zeihen?"[9]) Als er dann auf die Warnung: „Was machst du aus dir selbst?" d. h. wohin versteigst du dich, sich zu dem unerhörten Ausspruch versteigt: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, ehe Abraham auftrat, bin ich,"[10]) da hoben sie Steine auf, um ihn zu töten. Doch immer noch ist seine Stunde nicht gekommen. Er ward ihren Blicken entzogen, ging hinaus aus dem Tempel und heilte

---

[1]) Joh. 7, 14—10, 21. — [2]) Joh. 8, 28. — [3]) Joh. 7, 19 ff. — [4]) Joh. 7, 28. — [5]) Joh. 7, 46. — [6]) Joh. 8, 7. — [7]) Joh. 8, 19. — [8]) Joh. 8, 21 ff. — [9]) Joh. 8, 43—46. — [10]) Joh. 8, 58.

im Vorbeigehen den Blindgeborenen, durch deſſen naives Zeugnis ſeine Feinde von neuem in größte Verlegenheit geraten.

Darnach vernehmen wir noch die berühmten Worte, die weit über die Grenzen des Judentums hinausweiſen: „Auch andere Schafe habe ich noch, die nicht von dieſer Herde ſind (nämlich nicht vom Volke Israel), auch die muß ich leiten; und ſie werden auf meine Stimme hören, und es wird eine Herde werden unter einem Hirten.“ [1]) Zum Schluß aber eröffnet er uns noch einen tiefen Blick in ſein gottmenſchliches Erlöſerweſen, indem er fortfährt: „Darum liebt mich der Vater, weil ich mein Leben hingebe, um es wieder an mich zu nehmen. Niemand nimmt es mir weg, ſondern ich ſelbſt gebe es freiwillig hin. Ich habe Macht, es hinzugeben und Macht, es wieder an mich zu nehmen. Das iſt mein Auftrag, den ich habe von meinem Vater.“ Solch völlig freie Gewalt über Leben und Tod hat ſich ein Jünger Jeſu niemals zugeſchrieben. Die hatte eben er allein. Er ganz allein ſtand gleich von vornherein auch ſchon als Menſch, wie Adam einſt im Paradieſe, nicht unter dem Geſetz des Todes, iſt auch durch Sünde niemals ihm verfallen. Er war ein neuer Adam, ohne Fehl und Makel, und überdies — ein Tempel Gottes, des Allerhöchſten. Als ſolcher iſt er in Jeruſalem aufgetreten, als ſolchen hat man ihn verworfen. Als ſolcher läßt er ſeine Feinde in Jeruſalem ſich weiter über ihn und ſeine Anſprüche ärgern und zieht noch einmal zurück in ſeine Heimat Galiläa, um ſeinem dortigen Wirken mit Bewußtſein ein Ende zu bereiten.

Wie er dort Abſchied nimmt, hat Lukas uns mit dankenswerter Ausführlichkeit beſchrieben. Wir hören dabei aus ſeinem Munde von ſeinen oberflächlichen Landsleuten die Entſchuldigung: „Wir haben vor dir gegeſſen und getrunken, und auf den Gaſſen haſt du uns gelehrt,“ von ihm aber die Antwort: „Ich ſage euch, ich kenne euch nicht; hinweg von mir, ihr Übeltäter alle! Vom Morgen- und vom Abendland, vom Norden und vom Süden wird man kommen und im Reiche Gottes mit zu Tiſche ſitzen; ihr aber werdet draußen ſtehen vor der Tür.“ [2])

Noch an demſelben Tage ſagt man ihm: „Geh fort von hier, Herodes will dich töten;“ und ſeine Antwort lautet: „Geht hin und ſaget dieſem Fuchs, daß ich Teufel austreibe

---

[1]) Joh. 10, 16. — [2]) Luk. 13, 26 ff.

und Heilungen vollziehe heute und morgen, am dritten Tage aber werde ich fertig. Überdies muß ich heute, morgen und übermorgen wandern; denn es geht nicht anders, als daß ein Prophet sein Ende finde in Jerusalem.“ [1])

Nach diesen Tagen scheint Jesus Galiläa nicht mehr betreten zu haben. Das Nächste, was wir von ihm wissen, ist der kurze Aufenthalt im Tempel zur Zeit des Einweihungsfestes im Dezember. Zu beachten ist, daß Jesus bei dieser Gelegenheit nicht den geringsten Versuch mehr macht, noch einigen Glauben zu wecken. Er sagt kurzweg: „Ihr glaubt nicht, weil ihr nicht zu meinen Schafen gehört. Die Schafe, die mein Vater mir gegeben hat, erkennen meine Stimme und folgen mir. Ich gebe ihnen ewiges Leben, und niemand kann sie mir entreißen, weil sie vom Vater mir gegeben sind. Denn ich und der Vater sind eins.“ [2]) Die Versuche, ihn zu steinigen oder ihn zu fassen, die auch damals wieder gemacht wurden, verliefen ebenso ergebnislos wie alle früheren derartigen Bemühungen. Er war eben der, dem niemand das Leben nehmen konnte, solange er es nicht aus freien Stücken dahingab.

Nichtsdestoweniger zog er, um ein vorzeitiges Märtyrertum zu verhüten, an einen weniger gefährlichen, von Jerusalem entfernten, zur Herrschaft des Herodes gehörigen Ort, nämlich nach dem östlich von Jericho, am linken Jordanufer, in Peräa gelegenen Bethanien, demselben Orte, wo Johannes der Täufer einst seine Wirksamkeit begonnen hatte. Wie lange er dort blieb, wird uns nicht ausdrücklich gesagt. Doch scheint er viele Wochen dort geweilt zu haben. Denn als Maria und Martha zu ihm schickten, um ihn zu bitten, Lazarus zu heilen, stand Ostern vor der Tür.

Bekannt ist, daß Jesus auf die Botschaft von der Krankheit seines Freundes Lazarus nicht gleich in Eile aufbrach, sondern ruhig noch zwei Tage in Peräa blieb.[3]) Er will, obwohl er weiß, daß Lazarus inzwischen gestorben ist, absichtlich erst dort ankommen, wenn Lazarus schon einige Tage im Grabe gelegen hat. Dies Wunder sollte, wie es scheint, ein großes letztes Zeichen sein. Ein solches wurde es auch, hauptsächlich darum, weil dies Bethanien, in dem Maria und Martha wohnten, nur eine Stunde von Jerusalem entfernt lag, und

---

[1]) Luk. 13, 31 ff. — [2]) Joh. 10, 22 ff. — [3]) Joh. 11, 6.

weil infolgedeſſen viel angeſehene Leute aus der Hauptſtadt im Trauerhauſe anweſend waren.

Die Obrigkeit in Jeruſalem war denn auch ganz empört über dieſen Fall. „Laſſen wir ihn ſo weiter gewähren, ſo werden alle an ihn glauben; und die Römer werden kommen und Land und Leute uns entreißen,“ [1]) ſo ſprach man bei den Hohenprieſtern im Synedrium. Man war des langen Zögerns müde. Es mußte endlich entſchieden werden, wer Herr im Lande ſei, die Hohenprieſter oder dieſer unerklärliche Menſch aus Nazareth.

Da fand denn Kaiphas, der Hoheprieſter jenes Jahres, die Formel, unter der man ihn verurteilen konnte, auch wenn geſetzlich gar nichts gegen ihn vorlag. Es handelt ſich, ſo ähnlich führte er aus, nur darum, ob unſer Volk zu Grunde gehen oder weiter beſtehen ſoll. Mag dieſer Menſch eine ſtrafbare Handlung begangen haben oder der edelſte Menſch von der Welt ſein, darauf kommt hier nichts an. Das Vaterland ſteht auf dem Spiel. Ein Staatsmann muß das Herz im Kopfe haben, und Patrioten müſſen denken: Right or wrong, my country. Was hier zu tun iſt, kann nicht zweifelhaft ſein. Entweder geht das ganze Volk zu Grunde, oder dieſer Menſch ſtirbt für das Volk.[2]) Gegen dieſe ſtaatsmänniſche Auffaſſung der Lage konnten natürlich „Gemütsmenſchen“ wie Nikodemus und Joſeph von Arimathia nicht aufkommen. Der Tod Jeſu war nun beſchloſſen; es fragte ſich nur noch, wie die Sache des näheren einzufädeln ſei.

Ob Jeſus dieſe Veränderung ſeiner Lage durchſchaute, wiſſen wir nicht. Es ſcheint aber ſo; denn von Bethanien zog er ſich in ein verborgenes Städtchen, namens Ephraim, zurück. Schon ſammelte ſich das Volk zum Oſterfeſte in Jeruſalem, man fragte viel, ob er es wagen werde, die Stadt noch einmal zu betreten; doch niemand wußte, wo er mit ſeinen zwölf Getreuen geblieben war.[3]) Wie David, obwohl er längſt zum Könige geſalbt worden war, in Höhlen ſich vor Saul verſtecken mußte, ſo mußte der, der einſt der König aller Könige werden ſoll, obwohl er ſeine göttliche Macht vor aller Welt in unverkennbaren Taten erwieſen hatte, jetzt ſich am

---

[1]) Joh. 11, 48. — [2]) Joh. 11, 50. — [3]) Joh. 11, 54—57.

Rande der jüdiſchen Wüſte vor den Behörden ſeines Volkes verborgen halten.

Doch als die Zeit gekommen iſt, geht er von da hinauf nach Jeruſalem mit dem klaren Bewußtſein, daß ihn der Hohe-rat zum Tode verurteilen und der römiſchen Obrigkeit zur Kreuzigung übergeben wird, aber auch mit dem ebenſo klaren Bewußtſein, daß er am dritten Tage zu ewigem Leben erſtehen wird.[1]) Er nimmt den Weg über Jericho, wird dort von gewaltigen Scharen[2]) — wahrſcheinlich Feſtpilgern — empfangen, ladet ſich zum Erſtaunen aller bei Zachäus ein und reiſt von dort nach kurzer Raſt hinauf aus der Jordanebene bis nach Bethanien am Ölberg. Auch dort iſt er der Mittelpunkt des öffentlichen Intereſſes. Die Maſſen, die Feſtpilger, die in Jeruſalem umherlungern, ſetzen ſich in Bewegung, um in Bethanien mit eigenen Augen den großen Wundertäter ſowohl wie den vom Tode erſtandenen Lazarus zu ſehen. Die Bewegung wurde ſo lebhaft, daß man im Hohenrate ſogar die Frage erwog, ob man nicht auch den Lazarus dem Wohl des Volkes opfern, d. h. ihn umbringen müſſe.[3])

Tags darauf ſchwoll die Gefahr noch höher. Es ſcheint ein Sonntag geweſen zu ſein, als ſich die Kunde unter dem Volk verbreitete: Jeſus zieht feierlich als König in den Tempel. Kraft göttlicher Allwiſſenheit hatte er zwei Jünger nach Bethphage geſchickt und ihnen geſagt: „Ihr werdet dort eine Eſelin angebunden finden und ein Füllen bei ihr, auf dem noch niemand geſeſſen hat. Die löſt und bringt ſie her. Und wenn euch jemand ſagt: Was macht ihr da, ſo ſprechet: Der Herr bedarf ihrer und wird ſie bald zurückſchicken.“[4]) Genau ſo kam es auch; und als nun Jeſus auf dem Füllen ſaß, was ſollte man da ſchließlich anders denken, als daß es nun geradeswegs ins herrliche Meſſiasreich hineingehe. Er, der vor Jahresfriſt die Krone abgelehnt hatte,[5]) ſchien ſie ſich nun aus eigener Macht aufs Haupt zu ſetzen. Darum der Jubel bei ſeinen Jüngern, darum der Jubel und das Palmenſchwenken der immer zahlreicher von Jeruſalem her anſchwellenden Maſſen. Ein Taumel der Begeiſterung hat alle erfaßt; nur er ſteht hoch darüber. Er kennt ſein Volk und das Geſchick

---

[1]) Matth. 20, 17—19. — [2]) Luk. 19, 3. — [3]) Joh. 12, 10. — [4]) Mark. 11, 2 f. — [5]) Joh. 6, 15.

Jeruſalems. Er liebt Jeruſalem, die hochgebaute Stadt, von deren Höhen man hinüberſchaut über ganz Judäa vom Mittelmeer bis übers Tote Meer. Und weil ſein Herz an dieſer Stätte hängt, weil es ihn ſchmerzt, daß über dieſe Stadt ein göttliches Gericht ergehen muß, darum bricht er in Tränen aus, wo alles um ihn her in Jubel jauchzt, und ſpricht[1]: „Wenn doch auch du am heutigen Tage wüßteſt, was dir zum Frieden dient. — — Nun aber wird in dir nicht ein Stein auf dem andern bleiben, weil du die Zeit verkannt haſt, wo dein Herr ſich zu dir wandte.“

Wir wiſſen nicht, um welche Tageszeit dieſer Einzug ſtattfand; wir wiſſen nur, daß Jeſus ſich im Tempel eine Zeitlang umſah und am Abend mit den Zwölfen nach Bethanien zurückkehrte. Am andern Morgen, auf dem Wege nach Jeruſalem, ſucht Jeſus an einem Feigenbaume Früchte, findet aber nur Blätter. Ob damals Feigenzeit war oder nicht, tut wenig zur Sache; jedenfalls ſah Jeſus in dieſem Baum voller Blätter, aber ohne Früchte ein Bild des Volkes und der Stadt, die beide ihm die erwünſchten Früchte der Buße verſagten. Daher ſein Wort: „In Ewigkeit ſoll niemand mehr von dir eine Frucht eſſen.“[2] Dann geht er hin und treibt, ganz wie beim erſten amtlichen Betreten des Tempels, die Käufer und Verkäufer aus den Vorhöfen des Tempels und duldet nicht, daß man die Tempeltore zur Abkürzung des Weges um den Tempel herum benutzte, wenigſtens ließ er nicht zu, daß jemand ein Gerät oder ein Gefäß durch die Tempelhöfe trug.[3] Noch ſteht ja doch der alte Bund in Kraft, noch iſt der Tempel Gottes Ehre vor allen Völkern, und Jeſus iſt noch ganz genau derſelbe, als der er vor drei Jahren zum erſtenmal im Tempel erſchien.

Am andern Morgen, als ſie an der Stelle vorbei kamen, wo Jeſus zu dem Feigenbaum geſprochen hatte, bemerkten ſie, daß dieſer bis zur Wurzel verdorrt war.[4] Das war das rechte Bild zur Eröffnung dieſes ereignisreichen Tages, an dem der Herr mit Israel, dem unbußfertigen Gottesvolke, zum Abſchluß kam. Es iſt der Tag, an dem die Welt, in der er vierthalb Jahre gewirkt hatte, zum letzten Male ihm mit geiſtigen Waffen

---

[1]) Luk. 19, 42. — [2]) Mark. 11, 14, vgl. Luk. 13, 6—9. — [3]) Mark. 11, 16. — [4]) Mark. 11, 20.

entgegentritt. Zunächst fragt man ihn herrisch nach dem Recht, kraft dessen er im Tempel aufzutreten wagt wie einer, der noch über dem Hohenpriester steht. Jede ehrliche Antwort darauf wäre ihnen ein willkommener Anlaß zu weiteren Erörterungen über seine unbegründeten Ansprüche gewesen. Eben darum kann er nichts Besseres tun als ihnen erwidern: „Ich will euch auch etwas fragen; wenn ihr mir das beantwortet, dann will ich euch auch sagen, mit welchem Recht ich so im Tempel aufgetreten bin.“ [1]) Er stellt die Frage: „Wie war es mit der Taufe des Johannes? War sie eine himmlische Ordnung oder menschliche Willkür?“

Was sollten sie nun darauf sagen? Den Täufer konnten sie nicht anerkennen, ohne Jesus recht zu geben; denn die Wirksamkeit des Täufers war der Boden, auf dem Jesus stand. Öffentlich verwerfen konnten sie den Täufer auch nicht; denn in den Augen des Volkes war er ein großer Prophet. Somit war ihnen zum Bewußtsein gebracht, daß sie von Grund aus Feinde Gottes und seiner Gesandten waren, dabei aber nicht einmal den Mut hatten, ihre innere Stellungnahme öffentlich zu vertreten. So blieb ihnen denn nichts anderes übrig als die Antwort: „Wir wissen's nicht.“ Er aber konnte nun mit Recht erwidern: „Dann sage auch ich euch nicht, wo ich mein Recht her habe.“ Statt dessen sagt er ihnen ins Gesicht: „Die Zöllner und Dirnen treten ein ins Himmelreich, und ihr steht zurück. Denn Johannes kam und lehrte euch den rechten Weg, und ihr glaubtet ihm nicht; die Zöllner und Huren aber glaubten ihm.“ [2])

Des weiteren hält er ihnen das Gleichnis von den Weingärtnern vor, und zwar so deutlich, daß es mit Händen zu greifen ist, wer die Weingärtner sind, die alle Boten ihres Herrn verhöhnen, mißhandeln oder steinigen, und die sich schließlich auch nicht scheuen, den höchsten Boten, den ihr Herr überhaupt senden kann, den Sohn des Herrn zu töten. [3]) Er fügt aber auch gleich hinzu, daß der Stein, den sie, die Bauleute, damit verwerfen, zum Eckstein werden wird, und daß, wer darauf fällt, zerschellt, und daß zermalmt wird jeder, der unter dieses Steines Wucht gerät. [4]) Schließlich führt er den-

---

[1]) Matth. 21, 24. — [2]) Matth. 21, 31 f. — [3]) Matth. 21, 33 ff. — [4]) Luk. 20, 17 f.

ſelben Gedanken noch weiter aus in dem berühmten Gleichnis vom himmliſchen Hochzeitsmahle, wo von dem himmliſchen Könige erzählt wird, wie er infolge der Mißhandlung ſeiner Boten derart in Zorn gerät, daß er, ganz wie es ſpäter wirklich mit Jeruſalem geſchah, ſeine Heere ausſchickt, die Mörder umbringt und ihre Stadt in Flammen ſetzt.[1])

Nach dieſer erſten Niederlage verſammeln ſich die Gegner, um über einen neuen Angriff zu beraten[2]). Durch eine Frage hat er ſie geſchlagen; durch eine Frage wollen ſie ihn jetzt in ihre Falle treiben. „Iſt's recht, daß man dem Kaiſer Steuer zahlt?" Darauf verlangen ſie von ihm eine Antwort. Denn darauf mochte er antworten, wie er wollte, gefangen war er immer. Erkannte er das Steuerrecht des Kaiſers an, dann hatte er die Hoheit ſeines eigenen Volkes verletzt und keinen Anſpruch mehr, als nationaler Held zu gelten; beſtritt er aber das tatſächlich doch beſtehende Recht der Römer, ſo konnte man ihn bei Pilatus als Rebellen verklagen. Auch wenn er ſich, wie ſie es vorhin bei ſeiner Frage gemacht hatten, kläglich mit vorgeſchützter Unwiſſenheit zu retten ſuchte, war ſeine Stellung ihnen gegenüber immerhin erſchüttert. Was tut er nun? Er fragt ſie einfach nach der Steuermünze und nach dem Bild darauf. Dann geht er einfach in die Mahnung über: „Nun, ſo gebt dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, und Gott, was Gottes iſt." Dagegen war beim beſten Willen nichts zu ſagen; ja, obendrein lag noch der Sinn darin, daß ſie eben Gott nicht gäben, was er von ihnen erwarten könne. So war auch dieſer Angriff ſiegreich abgeſchlagen.

Die vornehmen, „liberal" denkenden Sadduzäer fühlten ſich nun auch bewogen, an ihm die Schärfe ihres Geiſtes zu erproben. Sie hätten ihn gern lächerlich gemacht, wie ihnen das in der Auferſtehungsfrage den orthodoxen Phariſäern gegenüber wohl öfters gelungen ſein mag. Doch diesmal ſind ſie mit ihren Künſten nicht an den Rechten gekommen. Kaum haben ſie ihr Beiſpiel von dem Weibe, das ſieben Brüder nach einander heiraten mußte, zu Ende erzählt und die höhniſche Frage aufgeworfen, wie ſich die ehelichen Verhältniſſe dieſer Frau nach der Auferſtehung wohl geſtalten würden, da faßt er ſie auch ſchon bei ihren beiden wunden Punkten, bei denſelben

[1]) Matth. 22, 7. — [2]) Matth. 22, 15.

Punkten, an denen man noch heute freigeistige Spötter am empfindlichsten treffen kann, bei ihrer mangelhaften Schriftkenntnis und bei dem Fehlen jeglicher persönlichen Erfahrung von Gottes Kraft, ja, schließlich hält er ihnen noch eine Art Katechese über die Unsterblichkeit der Seele.[1])

Ein Schriftgelehrter, der diesen Kampf der Geister still beobachtet und gefunden hat, daß Jesus stets die beste Antwort gab, tritt nun hervor mit der Frage nach dem ersten von allen göttlichen Geboten. Er scheint es wirklich ernst gemeint zu haben. Darum erhält er auch eine befriedigende Antwort. Und als er nun Jesus lobend anerkennt mit den Worten: „Meister, du hast wahrlich recht geredet. Denn es ist ein Gott und kein anderer außer ihm; und ihn zu lieben von ganzem Herzen, von ganzem Gemüte, von ganzer Seele und aus allen Kräften, und seinen Nächsten lieben wie sich selbst, das ist mehr als Brandopfer und alle Opfer," — da lobt ihn auch Jesus und spricht: „Du bist nicht fern vom Reiche Gottes."[2]) Und Markus fügt hinzu, daß ihn nach diesem Schluß des Kampfes niemand mehr irgendwas zu fragen wagte.

Da stellt nun er eine Frage, die sie erst recht in Verlegenheit bringt.[3]) Er fragt sie nach dem Stammvater des Messias. Sie müssen ihm zugeben, daß der verheißene große Held der Schrift zufolge ein menschlicher Nachkomme Davids sein solle, ganz wie es Jesus ja auch war. Der Messias des Volksgemüts, den man sich unmittelbar vom Himmel herniederschwebend dachte, war damit abgetan. Weiterhin weist nun Jesus darauf hin, daß David diesen Messias, obwohl er von ihm selber abstammen soll, doch seinen Herrn nennt. „Wenn nun," so schließt er, „David ihn einen Herrn nennt, wie kann er dann dennoch sein Sohn sein?" Doch nur, wenn dem betreffenden menschlichen Nachkommen Davids göttliches Wesen innewohnte, wie Jesus es von sich behauptete. Das aber konnten sie nicht zugeben; dann hätten sie sich diesem Herrn, diesem verhaßten Jesus von Nazareth ja unterordnen und ihre Macht und ihren Einfluß an ihn abtreten müssen.

Jesus aber fühlt sich in aller Ruhe als diesen rechtmäßigen Herrn des Volkes und hält als solcher vor allem Volk die

---

[1]) Matth. 22, 23—33, vgl. oben S. 21 f. — [2]) Mark. 12, 28—34. — [3]) Matth. 22, 41 ff.

furchtbare Rede, in der er die damaligen geistigen Leiter Israels in ihrer ganzen Unwahrhaftigkeit und Ungerechtigkeit auf ewig an den Pranger stellt,[1]) die Rede, die er schließt mit den tragischen Worten: „Jerusalem, Jerusalem, die du tötest die Propheten und steinigst, die zu dir gesandt sind, wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein sammelt unter ihre Flügel, — und ihr habt nicht gewollt. Siehe, euer Haus soll euch als Wüste gelassen werden. Denn ich sage euch, ihr werdet mich von jetzt ab nicht mehr sehen, bis ihr sprecht: „Gepriesen sei, der da kommt im Namen des Herrn." Er weiß also ganz genau, daß dies der letzte Tag seiner öffentlichen Wirksamkeit ist, daß nun die Gnadenstellung Israels ein Ende nimmt, daß Palästina eine Wüste wird und bleiben wird, bis er zur Aufrichtung des sichtbaren Gottesreiches wiedererscheint und zwar bejubelt von eben demselben Volk, das ihm zwei Tage vorher wie in einem Vorbild künftiger Herrlichkeit mit Palmen entgegengezogen war.

Inmitten dieser großartigen Situation hat er ein Auge und Gedanken für das Scherflein der Witwe, die, was nur er wissen kann, ihr ganzes Vermögen in den Opferkasten legte.[2]) Auch hier ist er ein treues Ebenbild des Gottes, der über den gewaltigsten Aufgaben der Weltregierung die kleinsten Angelegenheiten seiner Menschenkinder nicht vergißt.

Mit seiner Wirksamkeit unter der damaligen Menschheit war Jesus nunmehr zu Ende gekommen; er wünschte keine weiteren Beziehungen mehr. Das sehen wir deutlich aus der Szene, mit der er bei Johannes sein öffentliches Wirken abschließt.[3]) Griechen wandten sich an Philippus, um den berühmten Meister zu sehen. Philippus wendet sich an Andreas, und beide sprechen mit dem Herrn. Der aber antwortet: „Gekommen ist die Stunde, die für den Menschensohn den Eingang in die Herrlichkeit bedeutet. Wie ein Weizenkorn in der Erde, so muß auch ich nun sterben, um dann erst rechte Frucht zu bringen. — — — — Meine Seele ist erschüttert. Und dennoch kann ich nicht beten: Vater, verschone mich. Denn kommen muß es ja." Aufblickend fleht er dann: „Vater, bring' zu Ehren deinen Namen." Und auf der Stelle hört man eine Stimme, rollend wie ein Donnerwort: „Zu Ehren habe

[1]) Matth. 23, 1—39. — [2]) Mark. 12, 41 ff. — [3]) Joh. 12, 20—36.

ich ihn gebracht und neu zu Ehren werde ich ihn bringen.“ Und während die Leute über den Ursprung dieser Stimme verhandeln, sagt Jesus, was die schwere Stunde sei, die jetzt beginnt. Es ist die Entscheidungsstunde für diese Welt, in der er eben lebt. Der Fürst dieser Welt, der Vater der Lüge, der Urheber aller Übel, wird jetzt um seine Macht gebracht. „Ich aber, wenn ich aufgerichtet werde heraus aus dieser Erde, ich werde alle an mich ziehen.“ [1])

Daß der Messias sterben soll, will seinen Zuhörern selbstverständlich nicht in den Sinn. Ebensowenig bemüht sich Jesus, es ihnen etwa klar zu machen. Das war ihm bei den Zwölfen nicht gelungen; wie sollten es da die Massen begreifen? So schließt er denn mit den Worten: „Nur kurze Zeit noch weilt das Licht in eurer Mitte. Tut Schritte, solange ihr das Licht noch habt, damit die Finsternis euch nicht überfalle. Glaubt an das Licht, auf daß ihr Kinder des Lichtes werdet.“ Dann läßt er alles Volk im Tempel und geht mit den Aposteln hinaus auf den Ölberg in der Richtung nach Bethanien, von wo er morgens mit ihnen gekommen war. Der verdorrte Feigenbaum, an dem sie dabei wieder vorbei mußten, war ganz der Ausdruck dessen, was seinem Volke und der Stadt, von der er heute Abschied genommen hatte, nun nahe bevorstand.

Erfüllt von solchen göttlichen Gerichtsgedanken, ließ Jesus sich am Gipfel des Ölbergs nieder.[2]) Schon auf dem Wege hatte einer seiner Jünger, der in bewundernde Worte über die Pracht und Stärke des Tempelbaues ausgebrochen war, von Jesus die erdrückenden Worte zu hören bekommen: „Nicht ein Stein davon wird auf dem andern bleiben.“ Das war begreiflicherweise ein Gedanke, mit dem sie alle zwölf für einige Zeit zu tun hatten. Eine Zerstörung des Tempels konnte in ihren Augen selbstverständlich nur dann stattfinden, wenn gleichzeitig die große messianische Neuordnung aller irdischen Dinge erfolgte. Das aber, daß diese große Umwälzung noch immer hinausgeschoben zu werden schien, war der bedenklichste Punkt in ihrem Glaubensleben. Als nun der Meister oben angesichts des Tempels[3]) sich niederläßt, so daß ihre Blicke mit den seinigen über der im Abendsonnenschein zu ihren Füßen liegenden Gottesstadt einhergleiten, da fassen Petrus, Andreas, Jakobus

[1]) Joh. 12, 32. — [2]) Matth. 24, 3. — [3]) Mark. 13, 3.

und Johannes ſich ein Herz und ſprechen: „Sage uns, wann ſoll das ſein, und was iſt das Anzeichen dieſer großen Vollendungszeit?“ Darauf hält Jeſus die berühmte große prophetiſche Rede, mit deren Erfüllung ſeine und Gottes Ehre noch heute ſteht und fällt.

Zunächſt ſagt er, daß ſie ſich noch auf ſehr viel Übles gefaßt machen müßten. Kriege, Empörungen, Erdbeben, Hungersnot, Seuchen und Schrecken aller Art, — das iſt das Bild, mit dem er ihnen im allgemeinen den weiteren Verlauf der Weltgeſchichte zeichnet. Man kann nicht beſtreiten, daß er in dieſer Hinſicht recht behalten hat. Ebenſo hat er das Schickſal ſeiner Anhänger in dieſer Wartezeit genau vorausgeſagt. Sie ſollen mannigfach verfolgt und von den Mächtigen zur Verantwortung gezogen werden. Sie ſollen gehaßt und getötet werden von ihren Angehörigen und früheren Freunden. Vielen ſollen ſie ein Anſtoß ſein, ja, unter ihnen ſelber ſollen falſche Lehrer auftreten und grenzenloſe Verwirrung anrichten. Schließlich ſoll die Ungerechtigkeit und die Verwerfung des Menſchenſohnes derart überhandnehmen, daß in vielen die Liebe erkalten wird. Bei alledem aber ſollen ſie ſich keine Sorgen machen wegen ihrer Verteidigung, ſondern reden, wie's ihnen der heilige Geiſt eingeben wird, vor allem ſollen ſie ausharren in Geduld und Vertrauen auf den, der jedes Haar auf ihrem Haupte in ſeiner Hand hält. Wer ausharrt bis ans Ende, der ſoll gerettet werden. Unterdes ſoll die Botſchaft vom bevorſtehenden Reiche Gottes verkündigt werden in der ganzen Welt, daß alle Völker davon hören. Dann erſt ſoll die erſehnte große Vollendung des göttlichen Erlöſungswerkes kommen.[1])

Des weiteren ſpricht Jeſus von den ſicheren Kennzeichen des Untergangs Jeruſalems. Er mahnt ſie, eiligſt zu fliehen, wenn dieſe beginnen, ſich zu erfüllen. Die Folge davon war, daß ſpäter wirklich die Chriſten noch gerade rechtzeitig nach Pella entkamen, ehe Jeruſalem von Titus eingeſchloſſen wurde. Daß Jeſus dabei die Leiden Jeruſalems nicht zu ſchwarz gemalt hat, davon kann man ſich jederzeit aus den Berichten der Geſchichte über die Zerſtörung Jeruſalems überzeugen. Auch daß das Volk nach dieſem Untergang der Stadt und des Tempels zerſtreut werden ſollte unter alle Völker der Erde, wie ſchon

[1]) Matth. 24, 4—14; Mark. 13, 5—13; Luk. 21, 8—19.

die Propheten so oft verkündigt hatten, auch das hat Jesus damals ausdrücklich noch einmal vorhergesagt. Doch hat er auch gesagt, daß Gottes Zorn über dieses Volk nur dauern werde, bis die dafür festgesetzte Zeit ihr Ende erreicht haben werde.[1])

Im weiteren Verlauf der Rede heißt es dann, daß über seine Wiederkunft viel irrige Lehren verbreitet werden würden. Die Zeichen aber, die er schließlich als die Merkmale seiner bevorstehenden Ankunft hinstellt, gerade die sind im Laufe der Jahrhunderte einem so allgemeinen Mißverständnis anheimgefallen, daß sie im Rahmen dieses Buches unmöglich behandelt werden können. Jedenfalls sollen alsdann wehklagen alle Geschlechter auf Erden. Die aber, die ihm trotz der allgemeinen Verkennung die Treue gehalten haben, die sollen alsdann ihre Häupter erheben; denn ihre Zeit ist dann gekommen. Sie sollen alsdann die Ehre empfangen, die ihnen Gott in seiner Gnade zugedacht hat, und die sie durch die besonderen Leiden ihres Erdenwandels zum Teil auch, falls man so sagen darf, verdient haben.

Es folgen nun die Mahnungen und Gleichnisse, die seinen Jüngern über die ihnen bevorstehende lange Wartezeit hinweghelfen sollen. Wir nennen nur die wichtigsten, das Gleichnis von den Jungfrauen, die über Erwarten lange auf den Bräutigam warten müssen, und das von dem gestrengen Herrn, der nach sehr langer Abwesenheit von seinen Knechten unerwartet Rechenschaft verlangt.[2])

Nach dieser langen inhaltreichen Rede ging Jesus mit den Zwölfen still nach Bethanien zurück. Er sagt ihnen noch, daß in zwei Tagen seine Zeit vorüber sei, da man ihn zu Beginn des Festes fangen und kreuzigen werde.[3]) Doch all seinen derartigen Äußerungen gegenüber beweisen seine Jünger auch jetzt noch jene auffallende Unempfänglichkeit und Verständnislosigkeit, die wir schon oben näher betrachtet haben. Wie sie infolgedessen den Meister schließlich ganz verlassen, wird sich im folgenden ergeben.

---

[1]) Luk. 21, 20—24; Matth. 24, 15—18. S. auch S. 60 Anm. — [2]) Matth. 25, 1—46. — [3]) Matth. 26, 2.

Leiden und Sterben.

Jesus war ganz gewiß kein Verschwender, aber sicher auch nicht ängstlich im Geldausgeben. Judas, der bekanntlich die Kasse des Jüngerkreises führte, mag oft gedacht haben, daß Jesu Zahlungsanweisungen nicht ganz im richtigen Verhältnis zum jeweiligen Inhalt seines Beutels ständen. Ein ähnlicher Fall von solcher in den Augen des Judas geradezu sträflichen Handhabung des Geldes lag vor, als die Maria, die so gern zu Jesu Füßen saß und seinen Worten lauschte, die Schwester des Lazarus und der Martha, in gläubiger Einfalt meinte, die kostbare Flasche mit Nardenöl, die sie besaß, sei nicht zu schade, um ganz und gar auf den vom Himmel gekommenen Gottessohn ergossen zu werden. Was sich Maria alles dabei dachte, ist uns nicht überliefert; es wird uns nur berichtet,[1]) daß sie gelegentlich des großen Abschiedsmahles, das ein gewisser Simon am Mittwoch der Leidenswoche dem Heiland in Bethanien gab, mit energischer Hand die Flasche zerbrach und mit dem vornehm duftenden Inhalt das Haupthaar ihres verehrten Meisters salbte, wie man es stets zu tun pflegte, wenn man einem hohen Gaste die ihm gebührende Ehre erweisen wollte. Daß sie den Rest des Öles über Jesu Füße goß und diese dann mit ihren Haaren trocknete, war allerdings mehr als man sonst zu tun pflegte; doch was sie damit sagen wollte, war unschwer zu erraten. Das einmal zu so hohem Zweck gebrauchte Salböl sollte nun auch ganz verbraucht werden und seinen ganzen Duft entfalten. Vor ihr stand ferner ganz gewiß das Bild der andern Maria, der Sünderin von Magdala, die

[1]) Mark. 14, 3; Joh. 12, 3.

einst zu Jesu Füßen den Frieden ihrer Seele wiedergefunden hatte. Ganz so wie dieser war es wohl auch ihr ein inneres Bedürfnis, am Boden zu liegen vor diesem himmlisch Reinen und mit dem Schmuck ihres Hauptes die Füße zu umwinden, die diesen durch den Staub der Erde trugen.

Jesus sieht darin keine Spur von Überschwänglichkeit, sondern gerade das treffende Bild der Stellung, die Menschen ihm, dem Menschensohne gegenüber einzunehmen haben. „Wo immer in der ganzen Welt das Evangelium verkündigt wird, da wird man dieser Tat gedenken;“ [1]) mit diesen seinen Worten ist Marias Handlungsweise zu einem Vorbild für die ganze Menschheit erhoben. Außerdem aber legt Jesus ihrer Tat noch eine ganz besondere Bedeutung bei. Er weiß, daß er zum letztenmal im weiteren Kreise seiner Jünger weilt, er weiß, daß ihn das Grab erwartet, ja, es ist als wüßte er auch, daß dann, wie es ja später wirklich kam, die Zeit nicht reichen werde, die von der Sitte vorgeschriebene Salbung des Leichnams noch vorzunehmen. Jedenfalls sagt er zu seinen Jüngern, er fasse dies als eine Salbung zum Begräbnis auf. So wichtig also ist ihm diese Tat, in der verschiedene von seinen Jüngern, Judas voran, nur törichte Verschwendung sehen; meinten sie doch, und viele Christen würden ihnen noch heute beistimmen, man hätte besser das Nardenöl verkauft und den Erlös, dreihundert Denare, wie Judas meinte, den Armen gegeben. Ihr Meister aber meint, es gäbe doch noch wichtigere Dinge als Geld zu sammeln und auszuteilen.

Bei dieser Gelegenheit erfahren wir auch, daß Judas von dem Gelde, das er im Namen Jesu für alle zu verwalten hatte, mitunter etwas veruntreute.[2]) Daraus ergibt sich deutlich, daß er noch unter Satans Einfluß stand; und was der Teufel aus einem Menschen machen kann, zeigt sich hier grell und schnell im Leben des Judas. Wir sehen hier in einen jener Abgründe der Schlechtigkeit, die auch der tiefste Menschenkenner nicht ergründen kann. Judas muß edle Anlagen gehabt haben; denn niemand hatte ihn gezwungen, sein Leben im Kreise der Apostel zuzubringen. Er hatte also wirklich dahin gehört und war freiwillig dort geblieben, so gut wie irgend einer von den andern. Und nun geht er bald nach dem Abschiedsmahl in

[1]) Matth. 26, 13. — [2]) Joh. 12, 6.

Bethanien hinüber nach Jeruſalem zu ſeines Meiſters geſchworenen Feinden, den Hohenprieſtern, und ſpricht: „Was wollt ihr mir geben? Ich will ihn euch verraten.“ [1]) Nicht einmal ſehr viel Geld ſucht er herauszuſchlagen; die dreißig Taler, die man bietet, genügen ihm. Iſt das noch menſchlich zu erklären? Selbſt die Jünger, die ihn jahrelang gekannt haben, ſcheinen keine natürliche Erklärung dafür gefunden zu haben; ſie ſchieben ſeine Tat dem Teufel zu.[2])

Am Abend vorher, noch am Dienstag, alſo zu derſelben Zeit, wo Jeſus ſeinen Jüngern ſagte, zwei Tage ſpäter werde man ihn feſſeln,[3]) war bei dem Hohenprieſter eine Sitzung geweſen, in der man übereingekommen war, erſt noch die Feſttage vorübergehen zu laſſen, weil bei der Anweſenheit ſo vieler Galiläer in Jeruſalem die Gefangennahme des berühmten Wundertäters leicht einen Aufruhr hätte hervorrufen können.[4]) Nun aber, wo ſich aus dem Kreiſe ſeiner nächſten Umgebung eine Hand zur Hilfe bot, blieb ihnen doch nichts übrig, als dieſe anzunehmen. So mußte Judas dafür ſorgen, daß Jeſus recht behielt!

Am Tage darnach, alſo am Donnerstage, trifft Jeſus ſelbſt die Vorbereitungen zu dem im engſten Kreiſe ſeiner Vertrauten zu haltenden letzten Abſchiedsmahle. Es war der Tag, an deſſen Abend das Paſſahlamm gegeſſen werden mußte. Schon früh müſſen Petrus und Johannes hinüber nach Jeruſalem, um dort das Nötige zu beſorgen.[5]) Am Abend geht er ſelbſt hinüber in die Stadt. Was ihn bewog, ſich vor Beginn des Mahles zum Diener ſeiner eignen Jünger zu erniedrigen, hat uns bereits beſchäftigt.[6]) Einer mußte eben die fehlende Bedienung übernehmen, wenn alles nach Gebühr und Ordnung vor ſich gehen ſollte. Da nun die Zwölf zu vornehm waren, blieb nur der Meiſter übrig. Er hatte aber überdies noch eine tiefere Abſicht. Er mußte ihnen zeigen, daß ſie noch reinigungsbedürftig waren, obwohl ſie doch im allgemeinen durch alles, was ſich zwiſchen ihm und ihnen abgeſpielt hatte, von ihrer Schuld vor Gott befreit worden waren.

Während des Eſſens, bei dem in aller Form das Paſſahlamm genoſſen wurde, gibt er dem Judas zu verſtehen, daß er

---

[1]) Matth. 26, 15. — [2]) Luk. 22, 3; Joh. 13, 2. 27. — [3]) Matth. 26, 2, vergl. S. 79. — [4]) Matth. 26, 5. — [5]) Luk. 22, 7 ff. — [6]) S. oben S. 55 ff.

von seinem Plane weiß;[1]) erst als sich dieser dann entfernt hat, geht er zu jener seltsamen Fortsetzung des Passahmahles über, die man mit Fug und Recht als eins der merkwürdigsten Ereignisse der Weltgeschichte bezeichnen kann.

Zweitausend Jahre vor diesem Abend begegnete dem Abraham ein wundersamer Priesterkönig, der Brot und Wein dem wahren Gotte opferte.[2]) Rund tausend Jahre später spricht David unvermittelt von einem ewigen Priestertum nach der Art dieses Melchisedech, also in Brot und Wein.[3]) Nun nimmt auf einmal wieder tausend Jahre später Jesus im Saale zu Jerusalem Brot und Wein in seine Hand, weiht beides und teilt es seinen Jüngern aus mit den Worten: Tut dies zu meinem Gedächtnis.

Wenn irgend jemand aus der damaligen Welt als Diener oder als heimlicher Zuschauer diesem stillen Vorgang beigewohnt hätte, er hätte ganz gewiß der damit eingeführten Feier weder lange Dauer, noch irgendwelche nennenswerte Verbreitung zugetraut. Und doch hat dieses Mahl eine Bedeutung im Leben der Menschheit genommen, die wirklich darnach aussieht, als handle sich's dabei um ein für alle Zeiten eingesetztes Opfermahl, das in Melchisedech von Gott schon vorgebildet war.

Jesus sagte damals, wie Luther in Marburg so stark betont hat: „Dies ist mein Leib," nicht: dies bedeutet meinen Leib. Die römische Kirche hat darauf einen Fetischismus aufgebaut, der am Fronleichnamstage alle Welt zur Stellungnahme herausfordert. Wir dürfen darum hier bei diesem Punkte wohl ein wenig verweilen.

Was war denn damals Christi Leib? Vor allem kein Gegenstand der Anbetung, sondern nur ein Gebilde von stets wechselnden Atomen, genau wie unser Leib. Jedes Stück Brot und jeder Schluck Wein wurde unverzüglich seinem Leibe einverleibt, wenn er sie in den Mund nahm; gleichzeitig wurden, wie bei jedem Lebewesen, fortwährend durch den üblichen Stoffwechsel andere Atome von seinem Leibe abgestoßen. Sein Leib war also, philosophisch ausgedrückt, derjenige Teil der ihn umgebenden Natur, der seinem Ich auf irgend eine Weise an-

[1]) Joh. 13, 21 ff.; Matth. 26, 20—29. — [2]) 1. Moses 14, 18. — [3]) Psalm 110, 4.

gegliedert war. Wie, wenn nun Jesus meinte: Dies Brot ist freilich Brot, ich erkläre aber, daß ich dies Brot meinem Ich zu einem ganz bestimmten Zwecke hiermit angegliedert habe und daß es darum zu meinem Leibe gehört, so gut wie irgend ein anderes meiner irdischen Organe? Den Zweck, den er dabei im Auge hat, gibt er ja an. Sie sollen essen von diesem seinem Leibe, weil er, der Menschensohn, das Lamm Gottes ist, dessen Blut für sie und alle Welt am Kreuze vergossen wird, und weil nur die das Leben finden können, die, wie er selbst sagt, von dem Fleisch des Menschensohnes essen,[1]) wie man zum Zeichen der Versöhnung von einem Lamme ißt, das an des Sünders Statt von Priesters Hand hat sterben müssen. Den Jüngern, denen er das sagte, war solch ein Gedankengang auf Grund des jüdischen Opferdienstes durchaus nichts gar so Fremdes. Die Welt, in der sie lebten, war eben nicht das gebildete Heidentum der christlichen Kulturvölker, in dessen Geist wir groß geworden sind; für sie war darum das, was er da tat und sagte, genügend.

Das also sollten sie zu seinem Gedächtnis tun: Brot nehmen, es durch öffentliche Weihe aussondern aus dem zum täglichen Gebrauch bestimmten Brot und es dann essen als seinen Leib. Dafür, daß es sein Leib auch wirklich ist, muß selbstverständlich er selbst vom Himmel aus sorgen, indem er das auf sein Geheiß von ihnen feierlich geweihte Brot als seinen Leib annimmt, so ähnlich etwa wie ein König einen Gesandten für sein Organ erklärt und dann jedwede Verletzung desselben als eine seinem eignen Leibe zugefügte Schmach behandelt.

Das also ist die Eigenart des Neuen Bundes, daß sein Mittler, Jesus, gleich für alle Zeit auch einziger Hoherpriester desselben ist, indem er ein für allemal das große Versöhnungsopfer vollzieht, bei dem er selbst das Lamm ist, das für alles Volk geschlachtet wird. Der ganze Opferdienst des Alten, einst durch Moses vermittelten Bundes ist damit überflüssig geworden. All die Millionen Opfer der vergangenen Jahrhunderte zerfließen in nichts vor diesem einen Opfer des Neuen Bundes; und nie kann mehr ein Opfer neben diesem einen noch irgend eine himmlische Berechtigung haben außer der Hingabe des ganzen Herzens an den Gott, der selbst für uns das einzig ge-

[1]) Joh. 6, 53. Vgl. S. 37.

nügende Opfer beschafft hat. Die Opfermahlzeit aber, die zu diesem Opfer gehört, die schlicht und klar die nun ermöglichte Verbindung zwischen Gott und seinen Menschenkindern stets aufs neue darstellt und vermittelt, die soll nach Christi Worten immer neu bereitet werden, bis endlich er in seiner Herrlichkeit erscheint. Denn das darf nicht vergessen werden, daß Jesus den Einsetzungsworten ausdrücklich hinzufügte, er werde von dem Saft der Rebe, den er mit ihnen jetzt für lange Zeit zum letztenmal genieße, einst wieder trinken mit ihnen, wenn nämlich die Zeit der großen Vollendung hereingebrochen sei.[1]) Deutlicher konnte er seinen Glauben an ein dereinst auf Erden zu begründendes, den Schilderungen der Propheten entsprechendes Reich wohl kaum ausdrücken.

Aus den nun folgenden Abschiedsreden[2]) sei hier nur folgendes bemerkt. Gleich zu Beginn sagt Jesus: „Wenn einer mich liebt, dann hält er sich an meine Worte; dann wird ihn auch mein Vater lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm nehmen.[3]) Wie dieses „Wohnung nehmen" gemeint ist, erfahren wir auch. Denn unmittelbar darauf verspricht er ihnen einen Helfer, den vom Vater in seinem Namen gesandten heiligen Geist; der soll sie über alles belehren und sie zur rechten Zeit an alles erinnern, was er im Verlauf der Jahre seines Erdenlebens ihnen gesagt hat.[4]) Er will zum Vater gehen, um ihnen von dort her diesen Helfer zu schicken.[5])

Dieser hier zum erstenmal ganz unzweideutig angekündigten dritten Person in der einen ewigen Gottheit, dem heiligen Geiste, wird eine ganz besondere Aufgabe zugedacht. Er soll die Welt über drei Dinge ins klare bringen, nämlich über Sünde, Gerechtigkeit und Gericht.[6]) Die Sünde der Welt, die Jesus dabei meint, ist der Unglaube; dem gegenüber wird der heilige Geist dafür sorgen, daß stets Gläubige in allen Kreisen der Welt zu finden sind. Das ist ihm ja bis heute auch gelungen; die Geschichte hat bewiesen, daß christlicher Glaube in keinem Stande ein Hindernis für tüchtige Arbeit, wohl aber, wenn er echt war, stets ein Hebel wahren Fortschritts gewesen ist. Was die

---

[1]) Luk. 22, 18; Matth. 26, 29; Mark. 14, 25. — [2]) Joh. 13, 31 bis 17, 26. — [3]) Joh. 14, 23. — [4]) Joh. 14, 26. — [5]) Joh. 15, 26; 16, 7. — [6]) Joh. 16, 8 ff.

Gerechtigkeit angeht, so ist damit der Zustand gemeint, in dem der Mensch ein Gegenstand des göttlichen Wohlgefallens ist. Ein Bild dieser Rechtbeschaffenheit war Jesus. Der aber geht nun fort zum Vater, ist also menschlichen Augen entzogen. Nun soll der heilige Geist für Menschen sorgen, in denen Christi Bild von neuem für die Welt lebendig wird. Und in der Tat, von Paulus bis auf Drummond und andere in unsern Tagen ist über diese Erde eine Schar gezogen, die bis in die verborgensten Falten des Herzens hinein eine oft erstaunliche Ähnlichkeit mit ihrem Meister gehabt hat. Und wenn man sie gefragt hat, wie das zugegangen sei, dann haben sie alle von einer göttlichen Macht gesprochen, die aus dem alten gottwidrigen Wesen geheimnisvoll ein besseres herausgestaltet habe. Das ist das zweite Werk des heiligen Geistes. Das dritte hängt mit diesem eng zusammen; es ist die Überzeugung von einem großen, entscheidenden, vernichtenden Gericht, das an dem Fürsten dieser Welt nicht erst vollzogen werden soll, sondern bereits vollzogen worden ist. Wohl ist er noch der Fürst dieser Welt auch nach dem Tode Christi, der Kopf wird ihm erst bei der großen Endentscheidung zertreten werden; Macht hat er aber nur mehr über die, die sich noch nicht unter das sein Recht zerstörende Kreuz gestellt haben. Die Christi Blut für sich als Lösegeld genommen haben, die haben stets kraft der vom heiligen Geist gewirkten Überzeugung mit Luther singen können:

Der Fürst dieser Welt,
Wie sau'r er sich stellt,
Tut er uns doch nichts;
Das macht, er ist gericht't,
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

So soll der heilige Geist das Werk Christi durch die Jahrhunderte hin fortführen mitten in einer bis dahin noch in Satans Fesseln liegenden Welt. Jesus sagt ausdrücklich: „Viel ist's, was ich euch noch zu sagen hätte; vorläufig könnt ihr's aber noch nicht fassen. Wenn aber jener kommt, der Geist der Wahrheit, der wird euch den Weg weisen zur vollen Wahrheit." Was hätte es auch genützt, wenn Christus ihnen einen Vortrag über das Verhältnis von Gnade und Freiheit oder über die Dreiheit der Personen in Gott gehalten hätte? Verstanden hätte ihn ja doch keiner. Sie verstanden ja, wie grade aus diesen Ab-

Digitized by Google

ſchiedsreden hervorgeht,[1]) noch kaum die allereinfachſten Dinge, die er ihnen ſagte. Erſt nach dem Empfang des heiligen Geiſtes ging ihnen manche ſtrahlende Erkenntnis auf. Als aber ihrem großen Mitapoſtel Paulus dann ein noch ſehr viel ſtrahlenderes Licht über Gottes Pläne aufging, da waren ſie mit einem Mal ins Hintertreffen gerückt. Seitdem iſt durch den Kampf der Geiſter und Gottes Fügung ununterbrochen ſtets viel Neues klar geworden; nur fehlt uns noch die rechte Zuſammenfaſſung all der einzelnen Erkenntniſſe, in die der heilige Geiſt die Menſchheit nach und nach bisher geleitet hat.

Doch kehren wir zurück zu jenem Abend im Saale zu Jeruſalem. Es folgt das ſogenannte hoheprieſterliche Gebet (Joh. 17), in dem der Heiland ſich und ſeine Jünger und alle, die durch ſie einſt ſeine Jünger werden ſollen, der Liebe des himmliſchen Vaters anbefiehlt. Es iſt zu ſchlicht und zu erhaben, als daß es hier zergliedert werden dürfte. Wir gehen ſtill daran vorbei, vergegenwärtigen uns den vorſchriftsmäßigen Lobgeſang, mit dem das Paſſahmahl geſchloſſen werden mußte, und begleiten den Herrn auf ſeinem Gange durchs Kidrontal nach dem am Fuße des Ölbergs gelegenen berühmten Garten von Gethſemane. Das war der Ort, wo Judas ihn vermuten mußte, und eben dorthin ging er; denn er *wollte* den Feinden in die Hände fallen.

Die Jünger ſind auf dieſem Wege äußerſt mannhaft; ſie wollen alle ihr Leben für ihn laſſen.[2]) Als aber Jeſus in Gethſemane von ihnen fortgeht, um zu beten, da legen ſie ſich hin und ſchlafen, obwohl der Meiſter ihnen eben auf dem Wege noch vorhergeſagt hatte: „Ihr alle werdet in dieſer Nacht an mir zu Falle kommen.“[3]) Nicht einmal die drei erſten unter ihnen, Petrus und Jeſu Vettern, die Zebedäusſöhne Jakobus und Johannes, ſind nun imſtande, auch nur eine Stunde mit ihrem Meiſter wach zu bleiben,[4]) und das, nachdem er, der doch ſonſt ſtets feſt und voll Vertrauen vor ihnen geſtanden hatte, diesmal faſt zitternd ſie gebeten hatte: „Bleibt hier und wachet mit mir; meine Seele iſt betrübt bis in den Tod“.[5])

Der innere Kampf des Herrn ſelbſt iſt nicht ſo einfach zu erklären, wie man wohl meinen möchte; denn ſeine Stellung

---

[1]) Vgl. oben S. 56. — [2]) Matth. 26, 35. — [3]) Matth. 26, 31. — [4]) Matth. 26, 40. — [5]) Matth. 26, 38.

zum Tode war eine ganz besondere. Dazu kommt, daß die Stelle bei Lukas, wo von dem Engel die Rede ist, der ihn mit neuer Kraft erfüllt, wo auch erzählt wird, daß sein Schweiß wie Blut erschien, möglicherweise gar nicht echt ist. Sicher ist nur, daß Jesus hier seine ganze menschliche Schwäche fühlt, dabei jedoch nicht einen Augenblick aus der Gesinnung völliger Ergebung in den Willen Gottes heraustritt und schließlich fest und zuversichtlich aufsteht vom Gebet und zu den Jüngern hintritt mit den bitteren Worten: „Schlaft ihr nur weiter und ruht euch aus! Seht, sie ist da, die Stunde, da der Menschensohn den Sündern ausgehändigt wird. Auf, laßt uns gehen. Seht, er ist da, der mich verrät!“

Für den Verlauf der Leidensgeschichte kommt sehr viel darauf an, in welcher Reihenfolge unsere vier Evangelien entstanden sind. Wir folgen, wie bisher, so auch im folgenden, ohne auf weitere Erörterungen einzugehen, der oben (S. 13 Anm.) erwähnten neuen Ordnung, deren beste Legitimation eben die Ordnung ist, die durch sie in das Leben Jesu kommt. Die, einzeln betrachtet, so sehr verschiedenen Berichte der vier Evangelisten fügen sich dabei ohne Kunst zu einem reichen, wunderbar harmonischen Gebilde zusammen.

Von Johannes erfahren wir, daß außer den Ratsdienern des Hohenpriesters eine Abteilung römischer Soldaten mit ausgerückt war, um den so lästigen Menschen endlich zu fangen. Der Sicherheit halber — es war ja doch dunkel — hatte Judas gesagt, sie sollten warten, bis er durch den üblichen Handkuß den, dem es galt, gekennzeichnet haben werde. Doch Jesus läßt sich nicht überraschen. Er geht mit seinen Jüngern, die auf die letzten seiner eben erwähnten Worte wohl aufgesprungen sind, der Schar entgegen und redet sie in königlichem Tone an: „Wen suchet ihr?“ Die unbefangenen Soldaten, die trotz der Fackeln und sonstigen Lichter, ja grade deshalb wohl nichts Rechtes sehen konnten, erkannten doch immerhin an der Stimme, daß hier ein Höherer vor ihnen stand. Sie antworten: „Wir suchen Jesus, den von Nazareth.“ Da schreitet Jesus auf sie zu, wie sonst wohl nur ein Offizier dicht auf Soldaten loszugehen wagt, und spricht: „Der Mann bin ich.“ Wie er das sagte und wie dicht er dabei vor sie trat, das können wir erschließen aus der Wirkung, die sein Auftreten hervorbrachte. Die Leute, die vor manchem Feind gestanden hatten, ohne zu

zucken, vor Jesus weichen sie bestürzt zurück; und da die hintern Reihen selbstverständlich stehen bleiben und den von vorne kommenden Druck durch Gegenstoß erwidern, kommt Roms berühmte Kriegermacht, wenn auch in schwacher Vertretung und nächtlicher Weile, vor Jesu Füße zu liegen. Er sagt ihnen nun zum zweitenmal, daß er der gesuchte Nazarener ist, fügt aber hinzu, sie sollten dann die Jünger wenigstens frei gehen lassen.[1])

Doch diesen Leuten hätte das Selbstzeugnis Jesu nicht genügt, selbst wenn er's zehnmal wiederholt hätte. Sie hatten auf das Siegel des Verräters, den Kuß, zu warten. Doch auch dem Verräter gegenüber will Jesus nicht als Überrumpelter erscheinen. „Freund," redet er ihn an, „wozu bist du gekommen! Mit einem Kuß verrätst du den Menschensohn?"[2]) Was dabei in der Seele des Verräters vor sich ging, ist unserer Kenntnis verborgen. Die Soldaten aber hatten nun ihr Zeichen und taten ihre Arbeit.

Petrus begreift natürlich wieder nicht, daß Jesus jetzt gefangen werden will; er fährt mit dem Schwerte drein, erreicht aber nicht mehr, als daß er dem Malchus ein Ohr abschlägt. Für Jesus aber ist auch diese Veränderung der Lage nur wieder ein Sockel, auf dem er erst in seiner ganzen Größe erscheint. Er weist den übereifrigen Jünger auf den von Gott verordneten Leidenskelch und auf die himmlischen Heerscharen hin, die, wenn er wollte, vor einem ganzen Heere ihn verteidigen würden. Dann heilt er das von Petrus durchschnittene Ohr. — Er kann also, wenn er will, auch heilen, wo kein Glaube ist. — Dadurch hat er die Knechte geistig einigermaßen beschäftigt und somit Zeit gewonnen, auch den im Hintergrunde stehenden Hohenpriestern und Ratsmitgliedern zum Bewußtsein zu bringen, daß er es ist, der sich in ihre Hände gibt. Er weist sie darauf hin, wie sie bisher nichts gegen ihn vermocht haben, obwohl er mitten unter ihnen war, jetzt aber sei ihre Stunde gekommen und ihre Macht sei die der Finsternis.[3])

Matthäus und Markus verdanken wir die Nachricht, daß schließlich alle Jünger den Mut verloren und flohen. Nur

---

[1]) Joh. 18, 3—8, vorausgesetzt, daß Johannes wirklich die römischen Soldaten und nicht die Knechte des Synedriums im Sinne hat. — [2]) Matth. 26, 50; Luk. 22, 48. — [3]) Luk. 22, 53.

zwei entschlossen sich nachher, wenigstens von weitem zu folgen. Das waren Petrus und Johannes. Sie sahen, wie Jesus erst zu Annas, dem früheren Hohenpriester, und dann zu dem damals im Amt befindlichen Kaiphas, dem Schwager des Annas, geführt wurde. Ob diese beiden in demselben Palaste ihre Wohnung hatten, und ob bei Annas ein Vorverhör stattgefunden hat, ist unsicher. Sicher aber ist, daß Jesus bald von Annas zu Kaiphas geführt wurde und daß durch diesen noch am Abend ein Verhör gehalten wurde. Es war ja den Ratsmitgliedern, auch denen, die nicht selbst mit Judas hinausgegangen waren, bekannt, daß heute abend voraussichtlich der große Fang gelingen werde; und da die Festtage schon begonnen hatten, zumal da morgen der erste Tag des Festes war, tat Eile not. Was konnte ihnen auch wichtiger sein, als eine Sitzung, in der sie über Tod und Leben des großen Rabbi die Entscheidung fällen sollten?

Die Vorgänge dieser Nacht sind allgemein bekannt. Zunächst wird Jesus nach seinen Jüngern und seiner Lehre gefragt.[1]) Er lehnt es ab, auf diese Fragen einzugehen, weil er stets öffentlich vor allem Volk gelebt und geredet habe, so daß man wissen könne, wer er sei. Den Diener, der ihn dieser seiner Meinung nach höchst ungebührlichen Antwort wegen ohrfeigt, weist er zurecht. Daß übrigens ein Diener sich so etwas erlauben konnte, ist sehr bezeichnend für die Handhabung der hohenpriesterlichen Justiz.

Ein Beweis für die umsichtige Vorbereitung dieser Sitzung sind die vielen Zeugen, die plötzlich auftreten, allem Anschein nach Leute, die für ihre Aussagen bezahlt wurden. Doch ihre Aussagen widersprechen sich allesamt. Endlich aber fand man wenigstens zwei, die sich nicht widersprachen. Sie brachten das Wort vor, das Jesus bei der ersten Tempelreinigung gesprochen hatte, aber falsch. Denn Jesus hatte nicht gesagt: „Ich will den Tempel abbrechen und in drei Tagen wieder aufbauen," sondern nur in bezug auf sich als einen Tempel Gottes geäußert: „Zerstört diesen Tempel, und in drei Tagen will ich ihn aufrichten."[2])

So war bis jetzt nicht der geringste Grund für eine Ver-

---

[1]) Joh. 18, 19 ff. — [2]) Joh. 2, 19.

urteilung gefunden. Doch Kaiphas läßt sich seine Beute nicht entgehen. Er hat noch einen letzten Trumpf. Er ruft: „Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, bekenne uns, bist du der Messias, der Sohn Gottes?“ Da endlich fühlt sich Jesus gedrungen, sein Schweigen zu brechen. Der Augenblick ist gekommen, wo er die wichtigste Äußerung seines Lebens zu tun hat. Er weiß, daß sie ihn das Leben kosten wird. Doch jedermann soll wissen, daß er in seinen Äußerungen niemals zu weit gegangen ist, daß er sie alle aufrecht erhält; ja, eben jetzt, wo er in Banden ist, will er das Höchste sagen, was er in seinem ganzen Leben von sich selber ausgesagt hat. Er bekennt sich nicht nur einfach als den verheißenen Messias und den Sohn des lebendigen Gottes, sondern fügt hinzu: „Zudem erkläre ich euch, von nun ab sollt ihr sehen, wie der Menschensohn zur Rechten des Allmächtigen sitzt und auf den Wolken des Himmels wiedererscheint.“ [1])

Das war entweder wahr, oder es war die größte Gotteslästerung, die je ein Mensch begangen hat. Als letzteres erklärt es selbstverständlich der Hoheprieſter, indem er vorschriftsmäßig sein Gewand dabei zerreißt und dann die letzte Karte ausspielt mit den Worten: „Er hat Gott gelästert, was brauchen wir noch Zeugen? Ihr habt nun selbst die Lästerung gehört. Was ist euer Urteil?“ Natürlich war er des Todes schuldig; für Gotteslästerung gab's keine andere Strafe. Nur hatte Gott dafür gesorgt, daß er nicht weiterhin nach jüdischem Recht behandelt werden konnte; er wäre sonst gesteinigt worden. Das aber war seit einigen Jahren nicht mehr möglich. Dem Hohenrate war das Recht dazu genommen worden; und Pilatus, der des Festes wegen eben in Jerusalem war, hätte ihnen übel mitspielen können, wenn sie, der neuen Verordnung entgegen, das Urteil ohne seine Genehmigung nach ihrem alten Recht vollstreckt hätten.

Wes Geistes Kind die Richter Jesu waren, ergibt sich aus der über alle Maßen gemeinen Handlungsweise, die wir unmittelbar nach der Verurteilung an ihnen wahrnehmen. Sie, Mitglieder der höchsten Behörde des Volkes Gottes, scheuen sich nach Markus nicht, dem Verurteilten ins Gesicht zu spucken und ihn zu ohrfeigen; einer kommt sogar auf den Gedanken,

[1]) Matth. 26, 64.

ihm die Augen zuzuhalten und dann zu fragen: „Nun weissage uns, Messias, wer's ist, der dich jetzt schlägt.“[1]) Was Wunder, wenn nach solchen Vorgängen im Hohenrat die rohen Knechte ihn mit Stockhieben in Empfang nehmen[2]) und weiteren Unfug mit ihm treiben?

Nach alledem braucht man sich nicht zu wundern, daß Petrus nicht den Mut fand, sich in dieser Umgebung zu diesem Meister zu bekennen. Er war, wie oben erwähnt, mit Johannes von weitem dem Meister gefolgt. Johannes, der persönlich mit dem Hohenpriester bekannt war[3]), wurde unbeanstandet in den Hof des Palastes hineingelassen. Durch seine Vermittlung kam etwas später auch Petrus hinein.[4]) Johannes nun wurde, soviel wir wissen, von keinem belästigt; wahrscheinlich hielt er sich vornehm zurück. Petrus aber trat, um sich zu wärmen, an das Wachtfeuer und hatte das Unglück, von einer der hohenpriesterlichen Mägde erkannt zu werden. Mit einer Lüge sucht er sich zunächst den ihm bevorstehenden Mißhandlungen zu entziehen und wendet sich dann bald der zum Vorhof führenden Türe zu, um unbemerkt aus dieser peinlichen Lage herauszukommen. Doch Jesus hatte ihm vorhergesagt, daß er ihn dreimal verleugnen werde, ehe diese Nacht vorüber sei; und das erfüllte sich. Die Türhüterin nämlich, der Petrus in die Arme läuft, macht wieder die am Feuer auf ihn aufmerksam; und wieder muß er lügen. Was blieb ihm da noch übrig, als weiter ausharren, bis schließlich einer von den Knechten aus seiner galiläischen Mundart auf seine Zugehörigkeit zu Jesus schließt und ihn damit zur dritten, diesmal sogar mit Fluchen und Schwören verbundenen Verleugnung treibt. Jetzt endlich geht er fort. Ein Blick des Herrn hat ihn getroffen; und bittere Tränen drängen sich aus seinen Augen.

Es gab ein jüdisches Gesetz, wonach entscheidende Gerichtsverhandlungen am Morgen abgehalten werden sollten. Man hätte mithin das am Abend gefällte Urteil wegen Formfehlers anfechten können. Der Schein des Rechtes mußte aber des Volkes wegen unbedingt gewahrt werden. Darum versammeln sich bei Tagesgrauen die Richter noch einmal und legen dem

---

[1]) Matth. 26, 67 f. — [2]) Mark. 14, 65 ἔλαβον. — [3]) Joh. 18, 15. — [4]) Joh. 18, 16.

Angeklagten die Frage vor, deren Beantwortung ja feſtſtand: „Ob du der Meſſias biſt, darauf gib Antwort.“[1]) Noch einmal offenbart nun Jeſus ſeine ungebrochene Größe, indem er ſpricht: „Wenn ich es auch ſage, glauben werdet ihr mir doch nicht; wenn ich euch aber fragen wollte, ihr würdet mir doch keine Antwort geben. Jedoch von nun ab wird der Menſchenſohn zur Rechten des allmächtigen Gottes ſitzen.“ Solche Worte ſind ihnen läſtig; ſie wollen nur die Antwort haben, auf deren Wortlaut hin ſie ihn verurteilen können. Drum fragen ſie alle: „Alſo du, du biſt der Sohn Gottes?“ Da er bejaht, ſind ſie zufrieden. Er kann nun ſchleunigſt vor Pilatus gebracht werden, damit die ganze Sache womöglich noch in aller Frühe erledigt werden kann. War man doch damals in Jeruſalem gewohnt, bei Tagesanbruch, ehe noch die Sonne ihre Glut entfalten konnte, die öffentlichen Angelegenheiten zu beſorgen. Auch Pilatus iſt ſchon auf und gleich bereit, die Klage zu behandeln, obwohl es noch nicht ſechs Uhr morgens iſt.[2])

Die Anklage, die vor Pilatus erhoben wird, enthält eine bewußte Lüge. „Wir haben gefunden,“ ſo ſagen ſie, „daß dieſer das Volk aufwiegelt, daß er verbietet, die kaiſerlichen Steuern zu bezahlen, und daß er ſich für den Meſſias, einen König, ausgibt.“[3]) Das waren für einen Römer ſo ziemlich die drei ſchlimmſten Verbrechen, die überhaupt ein fremder Untertan begehen konnte; eben darum mußte Jeſus ſie getan haben. Pilatus nimmt den Angeklagten ins Innere des Palaſtes, den Jeſu fromme Ankläger nicht betreten wollen, weil ſie dadurch levitiſch unrein geworden wären, und fragt ihn dort zunächſt nach der Art des Königtums, das er erſtrebe.[4]) Er findet gleich, daß er es mit einem Phantaſten zu tun hat. Ein Menſch, der ſich einbildete, er ſei „geboren, um ein Zeuge für die Wahrheit zu ſein“, und der nur König ſein wollte über die, die „aus der Wahrheit“ ſind und darum auf ihn hören, ein ſolcher König konnte doch nicht ernſt genommen werden. Er geht hinaus und ſpricht: „Ich finde keine Schuld an ihm.“

Bei der Gelegenheit erfährt er, daß der Angeklagte aus dem Herrſchaftsbereiche des Herodes ſtammt. Für einen Pilatus war das freilich kein Hindernis, die Sache dennoch ſelbſt zu behandeln. Was hatte ſolch ein Titularkönig neben ihm, dem

---

[1]) Luk. 22, 66 ff. — [2]) Joh. 19, 14. — [3]) Luk. 23, 2. — [4]) Joh 18, 33 ff.

kaiſerlichen Prokurator, zu bedeuten? Doch hier bot ſich Gelegenheit, ſich einerſeits liebenswürdig zu erweiſen, und andrerſeits entweder nähere Aufklärung zu gewinnen oder möglicherweiſe gar den ganzen Handel loszuwerden. So ſchickte er denn Jeſus mitſamt der Schar von hohen Anklägern hinüber zu Herodes, dem Vierfürſten von Galiläa und Peräa, der auch des Feſttrubels wegen ſein Hoflager für kurze Zeit nach Jeruſalem verlegt hatte.[1]) In ſeiner Eitelkeit ſah dieſer darin nichts als eine ſehr erfreuliche Rückſicht des Prokurators auf ſeine königlichen Territorialrechte und war von dieſem Tage an ein „Freund“ des ihm bis dahin verhaßten Pilatus. Außer dieſer politiſch nicht ſehr wichtigen Freundſchaft hatte das ganze Ereignis keine nennenswerten Folgen. Denn Jeſus würdigt den Mörder des Täufers, dieſen Sklaven zügelloſer Sinnlichkeit, der ſich und ſeinem Hofgeſinde gern einige Wunder hätte vormachen laſſen, nicht eines Wortes, obwohl ſeine Ankläger nicht ermüden, immer von neuem Belaſtungsmaterial gegen ihn vorzubringen. Zur Rache treibt Herodes ſeinen Spott mit ihm und ſchickt ihn dann, mit einem Prunkgewand behangen, zurück zu Pilatus.

Pilatus ſucht nun einen andern Ausweg. Er merkte, daß das Hauptverbrechen Jeſu ſeine Macht im Volksgemüte ſei,[2]) und glaubte deshalb gegen die von Neid auf Jeſu Popularität erfüllten Ankläger das Volk ſelbſt ausſpielen zu können, von dem er ja gehört hatte, daß es den Angeklagten noch wenige Tage vorher mit Jubel in die Stadt geleitet hatte. Als nun das Volk erſchien, um, wie es üblich war, zum Feſte einen Gefangenen ſich loszubitten,[3]) da hätte man wirklich annehmen ſollen, ſie würden mit Freuden die ihnen angebotene Hand des Pilatus ergreifen und ſo ihren Wohltäter und Freund den Händen des eiferſüchtigen Hohenrates entreißen. Doch Volksmaſſen ſind leidenſchaftlichen Erregungen ſtets leichter zugänglich als ruhigen Erwägungen und ſtillen Empfindungen der Gerechtigkeit. Den Hohenprieſtern gelang es jedenfalls, ſie ſchnell für Barrabas und gegen Jeſus einzunehmen. Iſt aber erſt ein großer Haufe in eine ſtürmiſche Bewegung geraten, dann müſſen Wunder geſchehen, wenn er noch umgeſtimmt

---

[1]) Luk. 22, 5 ff. — [2]) Matth. 27, 18. — [3]) Mark. 15, 8.

werden soll. Jedenfalls mußte sich Pilatus dem Willen dieses Volkes schließlich beugen.

Es half ihm nichts, daß er den Angeklagten geißeln ließ und dann im schäbigen Königsmantel, den die Soldaten ihm im Hofe um die nackten Schultern gehängt hatten, und mit der gräßlichen Dornenkrone dem wild erregten Volke vorführte, um dessen Mitleid zu erwecken. Es half auch nichts, daß er noch zweimal öffentlich erklärte, er finde keine Schuld an ihm; das Volk, verhetzt von seinen Führern, bestand nur immer dringender darauf, daß er als Hochverräter an der Macht des Kaisers zum Kreuzestode verurteilt werde. So handelte das Volk, das doch seit Jahren nur das eine an Jesus auszusetzen hatte, daß er sich nicht an ihre Spitze setzen und endlich die verhaßten Römer für immer aus dem Lande jagen wollte!

Erst jetzt, als sich Pilatus immer noch sträubt, den harmlosen Schwärmer der Mordlust seiner Feinde preiszugeben, rückt man mit dem heraus, um dessentwillen er im Hohenrat eigentlich verurteilt worden war.[1]) Das Wort „Sohn Gottes" fährt Pilatus in die Glieder; ein bißchen Aberglauben hat auch der gebildetste Verächter der Religion doch immer noch. Er geht sofort hinein und fragt den Angeklagten nach seiner Herkunft. Der aber, der einst gesagt hatte, daß man Perlen nicht den Säuen vorwerfen soll, schweigt auf die Frage, deren Beantwortung übrigens auch gar nicht so einfach gewesen wäre. Das aber ist Pilatus nicht gewöhnt. „Was," sagt er, „mir verweigerst du die Antwort! Weiß du nicht, daß es in meiner Macht steht, dich frei zu lassen oder dich ans Kreuz zu schlagen?" Doch Jesus denkt von seines Richters Macht und Freiheit anders. Er weiß, daß seine Kreuzigung im Himmel beschlossen ist. Von dorther kommt es, daß Pilatus jetzt zu entscheiden hat über das Leben des Menschensohnes. In seiner charakterlosen Gleichgültigkeit gegen die im Innern jedes Menschenherzens wurzelnden Forderungen der Wahrheit und Gerechtigkeit ist grade Pilatus das richtige Werkzeug, dessen die Vorsehung bedarf, um die verdeckte Jämmerlichkeit der damaligen Kulturwelt ans Licht und den Erlöser an das erlösende Kreuz zu bringen. Pilatus' Schuld besteht nicht, wie die Schuld des Hohenrats, in Feindschaft gegen Gott, sondern

[1]) Joh. 19, 7.

lediglich in Charakterschwäche. Darum ist sie, wie Jesus sagt, geringer.[1])

Auch das, worin die Schwäche des Pilatus ihren Grund hat, tritt hier zu Tage. Er hat gar manches auf dem Kerbholz, und als ihm schließlich die Verkläger mit einer Anzeige bei dem Kaiser, also bei seinem Vorgesetzten, drohen, da bleibt ihm gar nichts mehr übrig, als schleunigst den zur formellen Gültigkeit des Urteils erforderlichen Richterstuhl sich holen zu lassen und ihnen zu Willen zu sein. Doch kaum hat er auf seinem Richtstuhl Platz genommen, da kommt noch eine letzte Warnung für sein allerdings schon gar zu oft mißhandeltes Gewissen, die Botschaft seiner Frau, die durch die quälenden Träume der eben vergangenen Nacht zur festen Überzeugung gelangt ist, daß dieser Jesus keinesfalls den Tod verdient.[2]) Doch was sind Träume eines Weibes gegen politische Notwendigkeiten? Noch einmal sagt Pilatus, daß er an Jesus keine Schuld entdecken könne, und gleich als wollte er in abergläubischer Furcht etwaige Folgen des eben von ihm geforderten Justizmordes von sich abwenden, läßt er sich Wasser reichen und wäscht seine Hände mit den bemerkenswerten Worten: „Ich bin unschuldig an dem Blute dieses Gerechten. Seht ihr zu.“ Und siehe da, feierlich nimmt alles Volk die ihm zur Last geschobene Blutschuld auf sich mit den weltgeschichtlich denkwürdigen Worten: „Sein Blut mag über uns und unsere Kinder kommen.“[3]) Welch eine Welt von Fluch sie damit auf sich luden, das ahnte damals wohl noch keiner von den Schreiern; wer aber eine Geschichte des Judentums von jenem Augenblicke an bis heute schreiben wollte, der könnte sich kein besseres Motto wählen als dieses kurze Wort. All seine Ausführungen könnten nur Zeugnisse sein für die erschreckende Gerechtigkeit, mit der Gott seinem auserwählten Volke, an das er seit Jahrhunderten so unerhörte Liebe gewandt hatte, nun durch genau so viel Jahrhunderte hindurch dies schrecklichste von allen Todesurteilen, die Verurteilung Christi, gebührend vergolten hat. Erst in unsern Tagen, seit etwas über hundert Jahren, scheint Gott allmählich wieder auf die Ehre seines lange hin- und hergestoßenen Volkes hinzuzielen. Doch nie und nimmer wird ihm wahres Heil erblühen, bis es für diese

---

[1]) Joh. 19, 11. — [2]) Matth. 27, 19. — [3]) Matth. 27, 25.

Blutschuld vollbewußte Buße tut und Sühne sucht in eben diesem Blute, das damals nur durch seine Schuld vergossen ward.

Die mit der nun beginnenden Kreuzigung zusammenhängenden Ereignisse sind allbekannt. Zunächst wird der Verurteilte einer fürchterlichen Mißhandlung preisgegeben. Das war so üblich. Nur nahm die Roheit hier eine besondere Form an. Die Soldateska kleidet Jesus aus, hängt ihm den alten, roten Mantel wieder um, setzt ihm die Dornenkrone wieder auf und gibt ihm in Ermangelung eines Szepters einen Rohrstab in die Hand. Dann beugen sie die Kniee, grüßen ihn als Judenkönig, speien auf ihn ein und nehmen ihm das Szepter aus der Hand, um damit seine Krone fester in den Kopf zu treiben.[1]) Was dabei in der Seele Jesu vor sich ging, darüber wird uns nichts berichtet. Doch haben sich die besten Künstler oft bemüht, den Ausdruck Christi gerade in dieser gräßlichen Szene wiederzugeben. An die rührende Ergebenheit des über alle Maßen geduldigen Opferlammes, das seinen Mund nicht auftut, weder um zu klagen, noch um anzuklagen, daran hat man bei diesen Versuchen wohl stets gedacht. Daß aber auch in dieser Lage der Heiland noch die Züge eines königlich gesinnten Helden und eines hoheitsvollen Richters über Schuld und Sünde an sich getragen haben muß, hat wohl kein zweiter so vortrefflich ausgedrückt wie Dürer auf dem mehrfach von ihm dargestellten „Schweißtuch der Veronika", in das der Herr auf seinem Weg nach Golgatha sein Antlitz abgedrückt haben soll.

Von diesem Gang zur Schädelstätte erfahren wir, daß Jesus erst sein Kreuz auf eigner Schulter tragen mußte.[2]) Erst später zwang man den vom Felde entgegenkommenden Simon von Cyrene, die Last auf sich zu nehmen. Daß Jesus vorher unter seinem Kreuz zusammengebrochen sei, steht freilich nicht in unsern Berichten; doch wird man es wohl glauben dürfen, weil sonst nicht einzusehen wäre, warum das Kreuz einem andern aufgebürdet worden sein sollte.

Die Pause, die dabei entstand, mag ihm Gelegenheit gegeben haben, die tief ergreifenden Worte vom Untergang Jerusalems an das weinende Gefolge zu richten. Es heißt jetzt nicht mehr: „Wenn du es doch noch heute erkennen wolltest, was dir zum Heile dient," sondern als unabwendbare Folge dessen, was

[1]) Matth. 27, 27—31. — [2]) Joh. 19, 17.

heute schon geschehen ist, verkündet er dem Volke Tage, in denen es beweinenswerter sein soll, als er selbst es jetzt in dieser erschütternden Lage ist.[1])

Die Stelle vor dem Tore, wo die drei Kreuze aufgerichtet wurden, scheint ein am Wege gelegener schädelförmiger Felsen gewesen zu sein. Um neun Uhr morgens kam der Zug dort an.[2]) Den üblichen Betäubungstrank weist Jesus ab; er will sein Leiden tragen, wie es ist, mit der ganzen Empfindlichkeit eines hochgebildeten Menschen. Man treibt die Nägel durch die Glieder. Wir hören die Worte: „Vater, vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie tun." Sie wußten ja wirklich nicht, wen sie da kreuzigten. Man richtet die Kreuze empor; die Nägel reißen tief ins Fleisch. Endlich sind die drei Pfosten gut befestigt, und die Soldaten teilen sich in die Gewänder. Denn nach Beendigung der letzten Mißhandlung im Hofe bei Pilatus war Jesus wieder angekleidet worden, bis man zur Kreuzigung die Kleider wieder von ihm nahm.

Nun hängt er da, die Arme ausgebreitet, als wollte er sagen: Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid. Doch keiner denkt daran, ihm solches noch zu glauben. Der Geist des Spottes, der bisher durch seine Hoheit stets zurückgehalten worden war, drängt sich nun frech an ihn heran. Jedweder, der vorbei ging, stimmte darin ein,[3]) die Soldateska trank ihm höhnisch zu,[4]) selbst der Verbrecher, der an seiner Seite hing, ließ sich's nicht nehmen, hämisch einzustimmen in die allgemeinen Worte: „Bist du der Messias, so hilf dir selbst und steige herab vom Kreuze und hilf auch uns." Doch selbst in dieser Welt des Spottes bleibt Jesu Hoheit unberührt. Ja, die Hohenpriester und Ratsmitglieder selbst müssen ihm noch hier das Zeugnis ausstellen, daß er den Menschen ein Helfer und daß Vertrauen auf Gott das Wesen seines Lebens gewesen ist.[5]) Sie freilich hätten, wenn sie, wie er, die Allmacht Gottes besessen hätten, nur sich, nicht aber anderen geholfen; und Gottvertrauen war für sie ein schönes Thema für so manche Rede, nicht aber etwas, was ins wirkliche Leben gehörte. Daher der Hohn ihrer Worte: „Er hat auf Gott vertraut; der mag ihn jetzt erretten, wenn er will." Nur einer, der Schächer zur

---

[1]) Luk. 23, 27 ff. — [2]) Mark. 15, 25. — [3]) Mark. 15, 29. — [4]) Luk. 23, 36. — [5]) Matth. 27, 42. 43.

Rechten ſucht trotz alledem bei Jeſus Hilfe; und dieſem einen wird die Kunde, daß er noch heute, wenn die Seele ſeinen Leib verlaſſen haben werde, den Frieden unzerſtörbarer Seligkeit koſten ſolle in einem Reiche, wo nur Gottes Wille herrſcht.[1])

Da plötzlich wird dem Übermut auf Golgatha ein Ende gemacht. Am hellen Tage, zwölf Uhr mittags, tritt eine Finſternis ein, ſo unerklärlich, daß ſie nur als ein Wunder Gottes verſtanden werden kann; denn es iſt Vollmondszeit. Vor dieſer Sprache Gottes werden Jeſu Feinde ſtumm und gehen, einer nach dem andern, in die Stadt zurück. Vier Frauen aber treten jetzt näher an das Kreuz heran: Maria, Jeſu Mutter, und deren Schweſter Salome, die Frau des Zebedäus, dann eine andere Maria, die Frau des Kleophas, die Mutter des jüngeren Jakobus, der auch ein Apoſtel war, und ſchließlich Jeſu glühendſte Verehrerin, Maria Magdalena. Bei ihnen ſteht Johannes, Salomes Sohn. Er ſcheint den Meiſter während all des Leidens niemals ganz aus dem Auge verloren zu haben. Wir fanden ihn im Hofe des Hohenprieſters und dürfen wohl auch annehmen, daß er ſich während der Verhandlungen mit Pilatus in Jeſu Nähe gehalten hat. Wie hätte er uns ſonſt den ganzen Hergang dort ſo anſchaulich berichten können? Denn daß ein taktvoller, gebildeter junger Menſch nicht leicht von ſeinem Platz gewieſen wird, auch wenn er eigentlich nicht gerade hingehört, kann man auch heute noch erleben. Für dieſe Treue wird ihm nun Maria überwieſen.[2]) Sie, die das vaterlos gewordene Heim in Nazareth verlaſſen hat, um trotz des Spottes ihrer übrigen Kinder[3]) dem Erſtgeborenen zu folgen, wohin auch immer er ſie führt, ſie ſoll nun nicht verlaſſen ſtehen, ſondern erhält in dem Hauſe, das Johannes in Jeruſalem beſeſſen zu haben ſcheint, ein dauerndes Heimatsrecht und in Johannes ſelbſt einen Sohn, der ihrer würdig iſt. So ordnet Jeſus ſeine letzten irdiſchen Angelegenheiten.

Dann leidet er in ſtiller Qual ſein Leiden weiter. „Mein Gott, mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen?“ Das ſind die einzigen Worte, die dabei über ſeine Lippen kommen. Was ſie bedeuten, hat man oft zu ſchildern verſucht; doch ob ſie recht gedeutet werden, wer will das ſagen? Jeſu Leiden waren grenzenlos; und grenzenlos iſt auch die Tiefe, der dieſes Wort

[1]) Luk. 23, 40 ff. — [2]) Joh. 19, 26 f. — [3]) Joh. 7, 3—5.

entſtammt. Wir wollen nicht verſuchen, hier dieſe Tiefe auszumalen, wir wollen nur darauf hinweiſen, daß dieſes äußerſte Gefühl, wo die für Jeſus ſo wichtige, ihm bis dahin nie abhanden gekommene Empfindung der Nähe Gottes plötzlich von ihm weicht, möglicherweiſe mit dem Augenblick zuſammenhängt, wo die mit ſeinem Ich verbundene zweite Perſon der Gottheit, der Logos, wie Johannes ſagt, ſein irdiſches Zelt verließ, um es dem Tode preiszugeben. Jedenfalls ſchließt ſich in den uns vorliegenden Berichten bei Matthäus und Markus das Darreichen des ſauren Soldatenweines, um den Jeſus mit den Worten: „Mich dürſtet," gebeten hatte, unmittelbar an dieſen Ausruf an. Dieſe Flüſſigkeit aber ſcheint Jeſus nur deshalb zu ſich genommen zu haben, um trotz vertrockneten Gaumens mit volltönender Stimme ſeine letzten Worte in die Welt hineinrufen zu können, die Worte: „Es iſt vollbracht; Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geiſt." — — — — — —

Was iſt denn nun vollbracht, jetzt, wo er ſeine Seele, die nicht mit dem Leibe ſterben kann[1]), dem übergibt, der ſie vor dreiunddreißig Jahren für ſeinen Leib aus nichts geſchaffen hat? Nun, vollbracht, alſo glücklich zu Ende geführt iſt die Aufgabe, die er als Menſch auf Erden zu erfüllen hatte. Rein, ohne erbliche Belaſtung, und doch ein Glied des menſchlichen Geſchlechtes, iſt er als zweiter Adam in unſere Mitte getreten. Wohl war das Blut Marias erblich belaſtet wie das der übrigen Menſchheit, wohl hätte Gott auch einen Sohn Joſephs von Mängeln frei ſein laſſen können; doch woran hätten wir dann noch erkennen ſollen, daß hier ein neuer Menſch, ein zweiter Adam auf den Schauplatz der Geſchichte trat? Das aber war erforderlich, wenn der Verſchuldung des erſten Stammvaters etwas Vollgültiges entgegentreten ſollte. Die Probe, die der erſte Adam nicht beſtanden hatte, beſtand der zweite nicht nur einmal, ſondern allezeit bis zu den letzten Worten: Es iſt vollbracht. Nie iſt er einen Finger breit von Gottes Wegen abgewichen, nie hat er einen Augenblick auch nur im Herzen ſeinem Herrn im Himmel die Treue gebrochen, nie hat er auch nur wünſchend auf Satans Seite gegen Gott geſtanden, nicht eins der vielen ſchönen Güter dieſer Welt hat je ſich zwiſchen ihn und ſeinen Vater drängen können. Er liebte alles,

[1]) Matth. 10, 28.

was vor seines Vaters Augen bestehen konnte, doch wenn sein Herz auch noch so innig alles, was ihn umgab, umfaßte, und wenn sein Geist auch noch so scharf in alles eindrang, was sich vor ihm auftat, Gott war ihm doch bei allem stets das Höchste, nie hat ihn eine Liebe mehr erfüllt als die, die er zu Gott empfand. Dem Amt, zu dem ihn Gott berufen hatte, war er getreulich nachgekommen bis hin zum letzten Atemzuge. Er hatte sich kraft der in ihm vorhandenen göttlichen Macht für jedermann unzweifelhaft erwiesen als den verheißungsgemäß von Gott gesetzten König aller Welt, dem einst, zu der von Gott gesetzten Zeit, die Herrschaft über alle Könige der Erde zufallen soll. Als dieser rechtmäßige König der Menschheit vertrat er uns am Stamm des Kreuzes, indem er das uns allen gebührende Gericht an sich, dem einzigen, der keiner Sünde schuldig war, vollziehen ließ.

Das ist nun freilich für so manch modernes Ohr nicht grade lieblich anzuhören, und doch ist eben das der Kern und Stern der frohen Botschaft, mit der ein Paulus durch die Stätten römisch-griechischer Bildung zog, und die dann vielen tausenden von schuldbeladenen Herzen die Quelle eines neuen, besseren Lebens geworden ist. Auch heute noch kann keiner, mag er nun bei der gelben oder schwarzen oder bei der weißen Rasse Apostelarbeit treiben, dem Menschenherzen eine wichtigere Botschaft bringen als diese Lehre von der Stellvertretung Christi. Sie ruht auf einem Recht, das weder deutsch noch römisch, überhaupt nicht vergänglich, sondern ewig und jedem Kinde faßlich ist. Man nehme nur ein Beispiel aus der neueren Zeit.

Im Kriege 1870/71 war weit hinter dem Rücken der deutschen Armee, etwas östlich von Toul, die Bevölkerung unter dem Schutze des Bürgermeisters sowohl wie des Pfarrers von Fontenoy dazu übergegangen, eine Offizierswache meuchlings zu überfallen und dann die von dieser aus bewachte, äußerst wichtige Eisenbahnbrücke über die Mosel mit Pulver in die Luft zu sprengen. Solange man nun in moderner Weise Krieg nur gegen Truppen führen und nicht erbarmungslos jedweden niedermetzeln will, so daß man nur mehr Tote, jedenfalls keine Feinde mehr im Rücken hat, solange wird ein Oberbefehlshaber moderner Truppen gegen solche Disziplinlosigkeiten aufs schärfste vorgehen müssen. König Wilhelm befahl denn auch, daß Fontenoy zum warnenden Beispiel für das ganze

Land in Flammen gesetzt und bis auf Kirche und Rathaus niedergebrannt werden sollte. Und das geschah. — Wie nun, wenn damals der Bürgermeister von Fontenoy die Strafe auf sich genommen hätte, wenn er erklärt hätte, man solle ihn zur Mittagszeit vor seinem Rathaus standrechtlich erschießen und dann das Dorf verschonen, wäre das nicht eine völlig ausreichende Erledigung der ernsten Sache gewesen? Die Bekanntmachung dieses Ausganges in allen französischen Blättern hätte sicherlich einen nachhaltigen Eindruck gemacht, auch wenn der zur Vollstreckung der Erschießung kommandierte Offizier im letzten Augenblicke ein Begnadigungsschreiben des Königs verlesen hätte. Man denke sich nur die Wirkung, die eine Wiedergabe dieser Szene in einer über ganz Frankreich verbreiteten illustrierten Zeitschrift ausgeübt hätte!

Nun, so ungefähr dürfen wir uns Christi Tat am Kreuze denken. Die Menschheit hatte bewiesen, wes Geistes Kind sie war; denn für den einzig vollkommenen, für den besten und reinsten und reichsten Menschen hatte sie keine Verwendung, keinen Raum gehabt, sie, die so manchem Teufel in Menschengestalt die höchsten Ehrenstellen willig überlassen hat und noch überläßt. Keine Hand zur Abwehr hatte sich geregt, als die Vertreter einerseits des Volkes Gottes und andererseits der römisch-griechischen Kultur den edelsten Menschen vor die Tore Jerusalems schleppten, um ihm das schimpflichste Ende zu bereiten, das überhaupt ein Mensch erleiden kann. In keinem Volke auf der ganzen Erde war irgend etwas vorhanden, was uns berechtigen könnte anzunehmen, man hätte dort dem Gottessohne empfänglichere Herzen entgegengebracht. Auch war dies schmachvolle Ende keineswegs die Folge einer plötzlichen Erregung, die nachher einer besseren Empfindung hätte Platz machen können; sie war vielmehr die ganz natürliche Frucht, die regelrecht aus der Berührung des Gottmenschen mit dieser gottentfremdeten Welt hervorwachsen mußte. Nichts war in dieser Welt, was sie aus diesem gottlosen und gottwidrigen Zustand hätte emporziehen können. Wenn's bei der Kreuzigung geblieben wäre, wenn nicht die Auferstehung und das große Werk des heiligen Geistes, die Gründung und das immerwährende Wachstum der christlichen Kirche, gefolgt wären, die Menschheit hätte nie die Kreuzigung auch nur bereut, es hätte nie, wenn man so sagen darf, ein Hahn darnach gekräht; auch die Apostel hätten ihre

Digitized by Google

Hoffnungen begraben müſſen, ob ſie nun wollten oder nicht. Darüber ſollten wir uns keine Illuſionen machen laſſen, auch nicht von Lebensjeſuſchreibern, die aus Halluzinationen der Apoſtel das Chriſtentum mit ſeiner welterobernden Macht erklären wollen.

Und dieſen Zuſtand der Menſchheit, der vor Chriſti Geburt genau ſo wie am Tage ſeiner Verurteilung war, ja, der im weſentlichen, wenn man das Chriſtliche hinwegdenkt, auch heute noch derſelbe iſt, dieſen Zuſtand hätte Gott untätig weiter anſehen ſollen? Er hätte ſeine Menſchen allezeit in dem Gedanken laſſen ſollen, daß er, mit einem modernen Denker zu reden, jenſeits von Gut und Böſe lebe? Nein, ſeine Ehre, ſeine Liebe und das Heil der Menſchheit, ſie alle forderten, daß ein Gericht gehalten werde, daß offenkundig ſich erweiſe, daß nicht der Schöpfer, ſondern nichts als Schuld der Menſchen, die trotz der unausrottbaren Stimme ihres Gewiſſens von ihrem Herrn im Himmel ſich nicht meiſtern laſſen wollen, der wahre Grund des ganzen Jammers iſt. Wenn aber dies Gericht gerecht ſein ſollte, dann mußte, da nicht einer hätte ausgenommen werden können, das ganze Menſchengeſchlecht ohne Ausnahme vernichtet werden. Das aber will Gott nicht, weil er auch die gefallene Menſchheit noch tief im Herzen liebt. Was bleibt da ſchließlich übrig, als daß Gott ſelbſt ſich einen gültigen Vertreter dieſer Menſchheit ſchafft und dann an dieſem das Gericht vollzieht? Denn dann iſt Gottes Ehre gewahrt, dann iſt die Meinung ausgeſchloſſen, er könne ſtraflos Auflehnung dulden gegen ſeinen heiligen Willen; dadurch jedoch, daß er das einzig brauchbare Lamm zu dieſem Sühneakt ſich ſelbſt beſchafft, dadurch, daß er in ſeinem ewigen göttlichen Sohne, wie wir in menſchlichem Bilde ſagen müſſen, ſich ſelbſt zu uns erniedrigt, um unſere Not, die wir nie heben könnten, ſelbſt zu heben, dadurch tritt ſeine Liebe in ein Licht, das vorher niemand ahnen konnte. Und eben dieſes große Liebeswerk war das, was Jeſus meinte, als er die Worte ſprach: „Es iſt vollbracht.“

Das iſt die objektive Seite der Erlöſung, die weltgeſchichtliche Tat, die gänzlich unabhängig iſt von unſerm Glauben, die Tat, die Grund und Quelle aller menſchlichen Erlöſung bliebe, auch wenn kein Menſch ſie ſich zunutze machen wollte. Die andere, nämlich die ſubjektive Seite der Erlöſung, d. h. unſere Stellung zu dieſer Erlöſungstatſache, kann hier natürlich nicht

behandelt werden; wir haben nur noch kurz zu überblicken, wie man ſich damals, unmittelbar nach der Kreuzigung, an jenem Freitagnachmittag zu Jeſus ſtellte.

Der erſte, der gleich klar erkennbar ſeine Stellung nahm, war Gott. Er, der bereits durch eine Finſternis geſprochen hatte, ließ nun, drei Stunden ſpäter, um drei Uhr nachmittags, ein ſtarkes Beben durch die Erde rollen. Gleichzeitig, wohl infolge der Erſchütterung, die manchen Felſen ſprengte, zerriß der Vorhang, der im Tempel das ſog. Allerheiligſte verhüllte, in das der Hoheprieſter einmal jährlich, am Verſöhnungstage, mit dem dazu verordneten Opferblut hineinging, um jene Handlung zu vollziehen, die den Gedanken der Verſöhnung zwiſchen Volk und Gott verſinnbilden ſollte. Jetzt, wo ein wirklicher Weg zu Gott eröffnet iſt, hat dieſes Allerheiligſte, das doch nur wie in Bildern ſprach, ſich überlebt. Sein Vorhang kann nun fallen.

Großen Eindruck machte das Sterben Jeſu unter dieſen merkwürdigen Umſtänden auf den wachthabenden Offizier am Kreuze; er ſprach ſeine Überzeugung dahin aus, daß hier ein Menſch gekreuzigt worden ſei, der jedenfalls mit Gott in inniger Verbindung geſtanden haben müſſe.[1])

Selbſt das Volk, das noch immer an Golgatha vorbeiflutete — zum Oſterfeſte waren oft Millionen in Jeruſalem anweſend — blieb von der mächtigen Sprache Gottes nicht ungerührt. Der Rauſch war vorüber, ſo manche Erinnerung an die gewaltigen Worte und Taten des Gekreuzigten mag plötzlich wieder wach geworden ſein; doch blieb den einzelnen nun nichts mehr übrig, als an die Bruſt zu ſchlagen und ſchuldbewußt nach Haus zu gehen.[2])

Nur eine Gruppe blieb, das waren die Frauen, die ſeinem engſten Jüngerkreiſe angehörten. Sie ließen ihren Meiſter auch jetzt im Tode nicht, wenngleich von den Apoſteln nur einer, Johannes, mit ihnen ausgeharrt hatte. Für ſie galt's nun, den Leichnam möglichſt noch in Ehren zu bergen. Die Zeit dazu war kurz bemeſſen. Denn gleich nach ſechs begann der Sabbat, der ſchon an ſich jedwedes Feſt überragte und diesmal doppelt heilig war, weil er mit einem Feſttage, dem zweiten Oſtertag, zuſammenfiel. Unter dieſen Umſtänden wäre es den

---

[1]) Matth. 27, 54. — [2]) Luk. 23, 48.

Frauen wohl ſchwerlich gelungen, dem Meiſter noch die letzten Liebesdienſte zu erweiſen, wenn Gott ſich dazu nicht zwei ganz beſondere Werkzeuge ausgewählt hätte, die Ratsmitglieder Joſeph von Arimathia und Nikodemus. Von erſterem wird ausdrücklich berichtet, daß er dem Todesurteil nicht beigeſtimmt hatte[1]) und daß er ſelbſt zu Pilatus ging und ihn um den Leichnam Jeſu bat.[2]) Ihm kam Nikodemus zu Hilfe, indem er an die hundert Pfund Myrrhen und Aloe brachte. Sie beide nahmen dann den Leichnam ab, umwanden ihn mit Leinen und legten ihn in das ganz in der Nähe befindliche Grab, das Joſeph ſich in ſeinem Garten in einen Felſen hatte hauen laſſen. Gern hätten nun die Frauen, der Sitte entſprechend, die Hüllen des Leichnams noch mit wohlriechenden Salben getränkt; doch dazu war die Zeit zu kurz. Sie beſchloſſen deshalb, am nächſten Abend, wenn der Sabbat vorüber war, die dazu nötigen Einkäufe zu machen und Sonntagmorgen das Fehlende nachzuholen. Doch fehlte eigentlich nichts; Gott hatte ja, wie Jeſus ſelbſt geſagt hatte,[3]) ſchon zwei Tage vorher, am Mittwoch, als man unbewußt das große Abſchiedsmahl in Bethanien feierte, durch ſeine Dienerin Maria für eine würdige Salbung geſorgt.

So war denn, wenn wir alle Vorgänge bei Jeſu Leiden und Sterben zuſammen ins Auge faſſen, wieder einmal offenbar geworden, daß Menſchen noch ſo ſehr nach ihrem Sinn und gegen Gottes Willen handeln können, — Gott wird dadurch nicht einen Augenblick beirrt, er hat die Zügel doch in ſeiner Hand, und ſelbſt die Böſewichte, auch die Teufel, müſſen ſeinen Zielen dienen. Sind ſie ja doch, wie Goethe treffend ſagt, „ein Teil von jener Kraft, die ſtets das Böſe will und ſtets das Gute ſchafft."

---

[1]) Luk. 23. 51. — [2]) Joh. 19, 38. — [3]) Joh. 12, 7; Matth. 26, 12; Mark. 14, 8. Vgl. S. 81.

Der Auferstandene.

Man ist vielfach der Ansicht, das Leben Jesu sei von der Auferstehung an nicht mehr historisch. Nun, wenn historisch das ist, was uns durch glaubwürdige Berichte verständiger Menschen übermittelt ist, dann ist die Zeit der vierzig Tage nach der Auferstehung so historisch wie nur irgend ein Abschnitt der Weltgeschichte. Auf Grund der bisherigen Anschauungen über die Entstehungsgeschichte der Evangelien war es freilich sehr schwer, um nicht zu sagen unmöglich, sich in den evangelischen Berichten über die Auferstehung zurechtzufinden. Mit Hilfe des neuen Schlüssels eröffnet sich aber auch hier fast alles ohne Schwierigkeit.[1]) Die Schwierigkeit liegt nur noch in dem veränderten Wesen des Leibes, in dem hier Jesus erscheint. Die Apostel behaupten nämlich, sie hätten ihn bei verschlossenen Türen erscheinen und verschwinden sehen. Das aber ist etwas so Unerhörtes, daß man mit Recht darüber stutzig wird. Doch daraus, daß wir etwas nicht erklären können, folgt immerhin noch nicht, daß es nicht doch geschehen sein könnte, es sei denn, daß man mit Voltaire sagen wollte: „Wenn sich vor meinen und zehntausend anderen Augen am hellen Tage ein Wunder vollzöge, so würde ich lieber meinen eigenen und den zehntausend Augen mißtrauen als an das Wunder glauben.“ Auf solche Denkweise kann hier natürlich nicht eingegangen werden. Wir haben uns zunächst nur den Bestand von Tatsachen zu vergegenwärtigen, die uns von einwandfreien Zeugen überliefert sind, und wollen dann versuchen,

[1]) Vgl. „Die Berichte über das Leben Jesu zu einer Harmonie geordnet“ bei Runge-Gr.-Lichterfelde, S. 191 ff.

Digitized by Google

daraus die nötigsten Schlüsse über die im Wesen Christi eingetretene Veränderung zu ziehen.

Vor allem müssen wir bedenken, daß seine Jünger keine Auferstehung erwarteten; sonst hätten sie ihn nicht mit Aloe und Myrrhen eingewickelt und einen schweren Stein vor das Grab gelegt. Auch hätten die Frauen dann keine Salben gegen den Verwesungsgeruch bereitet. Nur Jesu Feinde dachten ernstlich an die Worte von der Auferstehung, die er so oft gesprochen hatte. Natürlich glaubten sie nicht, daß das Leben in ihn zurückkehren könnte; sie fürchteten nur, die Jünger möchten den Leichnam stehlen und dann triumphierend das leere Grab zeigen. Das zu verhindern, ließen sie sich von Pilatus eine Wache geben; und um auch diese noch zu kontrollieren, belegten sie das Grab mit einem Siegel.[1])

Das war am Sabbat. Als nun der Sabbat vergangen war, also noch am Samstagabend, machten Maria Magdalena und die andere Maria, die Mutter des Jakobus, und Salome die nötigen Einkäufe, um ihre Salben bereiten zu können,[2]) dann gingen sie hinaus, das Grab zu betrachten;[3]) denn für die Salbung war es jetzt zu spät, zum Gehen aber hell genug, da bald nach sechs der Ostervollmond sich erhob. Wie lange sie dort blieben, wird uns nicht gesagt; doch werden sie wohl bald zurückgekehrt sein.

Über die Ereignisse der Nacht zum Sonntagmorgen haben wir einen Bericht, der nur von den Soldaten stammen kann. Sie haben nach Matthäus (28, 2—4) einen Erdstoß empfunden und darauf eine leuchtende Gestalt vom Himmel herniederfahren und den Stein wegwälzen sehen. Darüber sind sie so erschrocken, daß sie für einige Zeit bewußtlos liegen blieben. Sie haben also Jesus nicht gesehen; das ist ein Punkt, der ganz besonders betrachtet werden muß.

Am Abend des Abschiedsmahles in Jerusalem hatte Jesus den Aposteln gesagt:[4]) „In kurzem wird die Welt mich nicht mehr sehen, ihr aber sollt mich sehen; denn ich lebe, und ihr sollt auch leben. An jenem Tage werdet ihr erkennen, daß zwischen mir und dem Vater und zwischen euch und mir und zwischen mir und euch die innigste Verbindung besteht. Wer

---

[1]) Matth. 27, 62 ff. — [2]) Mark. 16, 1. — [3]) Matth. 28, 1. — [4]) Joh. 14, 19 ff.

meine Gebote hat und sie hält, der ist es, der mich liebt. Wer aber mich liebt, wird von meinem Vater geliebt, und auch ich liebe ihn, und werde mich ihm offenbaren." Judas Thaddäus verstand diese Worte richtig dahin, daß Jesus demnächst nur für seine Jünger, nicht aber für die Welt zu sehen sein werde; und Jesus bestärkt ihn darin ausdrücklich.[1]) Das darf nun nicht in der Weise ausgelegt werden, als ob der Auferstandene nur solchen sichtbar gewesen sei, die sich fest eingebildet hätten, ihn zu sehen. Solche Leute gab es, wie wir sehen werden, unter seinen Jüngern nicht. Solche Halluzinationen mögen einem nordischen Romanschriftsteller nahe liegen, die jüdische Rasse hat nie dazu geneigt; die Jünger insbesondere haben wir keineswegs als Menschen kennen gelernt, die leicht geneigt gewesen wären, im Fluge der Gedanken den irdischen Boden zu verlassen. Was Jesus damals sagen wollte, ist ganz dasselbe, was er auch sonst oft sagt, daß nämlich Gottes Plan darauf hinauslaufe, vorläufig nicht die Welt, sondern nur eine kleine Schar auf einem schmalen Wege zum Leben zu führen. Nur Berufene, und zwar von diesen nur die wenigen, die sich freiwillig aus der Welt haben auserwählen lassen, die sollen durch den Anblick des Auferstandenen im Glauben gestärkt, dann mit dem heiligen Geiste erfüllt und von diesem nach und nach zu Gliedern des Messias geheiligt werden. Das ist das vor der Welt verborgene Werk, das einst der Welt zum Heile dienen soll. Dies Werk erforderte, daß Jesus nur den Seinigen als Auferstandener erschien. Denn wenn er sichtbar vor den Hohenrat getreten wäre, wenn alle Welt ihn hätte sehen können, so hätte man ja glauben müssen, wie Saulus später glaubte, als ihm der Herr vor den Toren von Damaskus erschien. Wie hätten aber dann die Auserwählten sich in dieser Welt noch besonders bewähren und einer besonderen Krone würdig werden können? Wie hätten dann die Weissagungen Jesu erfüllt werden sollen? Und wie hätte schließlich die Welt die ihr im Ratschlusse Gottes zugedachte, für immer ausreichende Erfahrung auf den Pfaden der Gottlosigkeit gewinnen können? Gott will ja doch die Menschen nicht zwingen, ihm zu dienen, sondern mit Berücksichtigung ihres Freiheitsdranges sie schließlich dahin bringen, daß sie freiwillig ihren Willen ihm zu

[1]) Joh. 14, 22 ff.

Füßen legen. Dies große, nun schon durch Jahrtausende sich hinziehende göttliche Erziehungswerk erforderte also, daß Jesus sich als Auferstandenen nur seinen Auserwählten zeigte. Tatsächlich hat ihn auch in all den vierzig Tagen bis zur Himmelfahrt kein anderer gesehen.

Dafür, daß nicht einmal das auffallende Erlebnis der Soldaten unter die Leute kam, ließ Gott den Hohenrat sorgen. Denn dieser soll sich auf die Nachricht der Wache hin versammelt und den Soldaten so viel Geld gegeben haben, daß diese auf seinen Wunsch hin die Wahrheit verschwiegen und dafür erzählten, sie seien eingeschlafen und unterdes sei von den Jüngern die Leiche gestohlen worden.[1]) Denn daß das Grab leer war, sprach sich natürlich allenthalben weiter, seitdem die Frauen diese Botschaft nach Jerusalem gebracht hatten.

Sie waren morgens in aller Frühe hinausgegangen, um endlich die Salbung vorzunehmen, die um des Sabbats willen so lange hatte verschoben werden müssen. Schon unterwegs beschäftigte sie der große Stein, der vor das Grab gewälzt worden war.[2]) Wie groß muß daher ihr Erstaunen gewesen sein, als sie von weitem plötzlich sehen, daß er schon neben dem Grabe lag? Auch die Wache ist verschwunden. Mithin ist klar, daß man den Leichnam gestohlen hat. Maria Magdalena, die eifrigste von ihnen, läuft eiligst nach der Stadt zurück und ruft Johannes und Petrus zu Hilfe.[3]) Die beiden laufen, während die andern Frauen anscheinend irgendwo auf Maria Magdalena warten, um die Wette zum Grabe. Johannes ist schneller, aber auch vorsichtiger als Petrus; denn er getraut sich nicht, das Grab zu betreten, sondern sieht nur eben hinein; Petrus aber tritt, nachdem er angekommen ist, schnurstracks in die Felsenhöhlung hinein und konstatiert, daß die Leinwand gefaltet daliegt, und daß das Schweißtuch anderswo besonders zusammengelegt ist. Diesen Tatbestand betrachtet nun auch Johannes und kommt dabei zum Glauben, daß Jesus wirklich auferstanden sein müsse, wie er es oft vorhergesagt hatte; denn Leichenräuber legen so die Tücher nicht zusammen.

Die beiden gehen nun nach Hause. Maria Magdalena aber, die natürlich sehr viel länger brauchte, um den Weg zurückzulegen, kommt nun erst wieder an das Grab. Sie

---

[1]) Matth. 28, 11 ff. — [2]) Mark. 16, 3. — [3]) Joh. 20, 2 ff.

ſcheint den beiden nicht begegnet zu ſein. Jedenfalls ſtellt ſie ſich vor das Grab und weint.[1]) Da plötzlich ſieht ſie zwei Engel im Grabe ſitzen und hört ſie ſprechen: „Warum weinſt du?“ Sie klagt ihnen ihre Not, daß man ihr ihren Herrn genommen habe, und daß ſie nicht wiſſe, wo man ihn hingelegt habe. Und wie ſie ſich umſieht, ſteht hinter ihr ein Mann, der fragt ſie wieder: „Weib, warum weinſt du? Wen ſuchſt du?“ In ihrer Aufregung hält ſie ihn für den Gärtner und fragt ihn nach dem Verbleib des teuren Leichnams. Der aber nennt nur ihren Namen, da ſinkt ſie ſchon nieder und will dem Meiſter anbetend ſich zu Füßen legen. Er wehrt ſie ab; denn noch iſt er ja Erdenbürger, alſo ihresgleichen, noch iſt er nicht zum Himmel aufgefahren, um dort den ihm beſtimmten Platz zur Rechten Gottes einzunehmen. Aber ſie ſoll den übrigen Jüngern ſagen, daß dieſe Erhöhung ihm nun bald bevorſtehe. Auch dabei weiſt er wieder hin auf das nun neu beginnende, noch ſehr viel engere Verhältnis zwiſchen ihm, dem Vater und ſeinen Jüngern, denen Gott ein Vater werden will ganz ähnlich wie er ihm ein Vater in beſonderm Sinne geworden iſt; denn auch in der Verklärung ſollen ſie ihm folgen oder, wie er ſich ausdrückt, ſeine Brüder werden.

Was nun das Weſen der Verklärung iſt, wird uns noch ſpäter beſchäftigen. Hier können wir zunächſt nur auf die Engel eingehen, die am Grabe Chriſti eine ziemlich wichtige Rolle ſpielen. Sie ſind für kritiſche Menſchen ein ſchwerer Stein des Anſtoßes. Wie ſoll man auch verſtehen, daß Geiſter, die im weſentlichen doch unſerer Seele gleichen müſſen, auf einmal ſinnlich wahrgenommen werden können? Um nun die Schwierigkeiten nicht unnötig zu vermehren, muß man bedenken, daß dieſe Engel weder gegeſſen haben, noch daß ſie jemand körperlich betaſtet hat. Es wird uns nur berichtet, daß ſie geſehen und daß Worte von ihnen gehört wurden. Zum Hören und Sehen aber ſind, wie uns die moderne Wiſſenſchaft und Technik gelehrt hat, nur gewiſſe Luft- und Ätherſchwingungen erforderlich; Ton und Bild entſtehen auf Grund dieſer Schwingungen auf unerklärliche Weiſe im Gehirn. Wie nun, wenn jene an ſich ſelbſtverſtändlich unſichtbaren Geiſter mit Gottes Einwilligung ſo auf das Nervenſyſtem Maria Magdalenas

[1]) Joh. 20, 10 ff.

eingewirkt hätten, daß sie tatsächlich Engel sah und sprechen hörte? Es entspräche das durchaus dem, was wir täglich beobachten können, daß nämlich die Seele befähigt ist, fast jede beliebige Vorstellung im Gehirn zu erwecken. Ein Hypnotiseur kann selbst in andern beliebige Empfindungen hervorrufen. Warum also sollten die Geister, wenn Gott sie beauftragt, nicht auch dergleichen vermögen?

Doch nun zurück zum Grabe, wo wir zuletzt Maria Magdalena zu ihres Meisters Füßen niedersinken sahen. Daß Jesus plötzlich vor ihren Augen verschwunden ist, steht zwar nicht ausdrücklich da; doch werden wir uns das wohl denken müssen, weil es in späteren Fällen so berichtet wird. Wohin sie dann gegangen ist, wird auch nicht angegeben; wir denken uns, daß sie zunächst die Frauen aufsuchte, mit denen sie zum Grabe gekommen war. Sie mußten sie ja nun doch aus der Stadt zurückerwarten, um dann mit ihr darüber schlüssig zu werden, was nun zu tun sei. Daß sie dann unverzüglich allesamt das leere Grab aufsuchten, an dem Maria Magdalena ein so wunderbares Erlebnis gehabt hatte, versteht sich fast von selbst. Es wird uns berichtet, daß auch sie zwei Engel sahen und diese von dem Auferstandenen sprechen hörten,[1]) und daß sie dann die Botschaft zu den Jüngern brachten, bei ihnen aber wenig Glauben fanden. Matthäus fügt noch hinzu,[2]) daß ihnen auf dem Rückweg Jesus selbst erschienen sei und daß sie dabei, ganz wie vorher schon Maria Magdalena, anbetend vor ihm in die Knie gesunken seien.

Im Lauf dieses Tages soll Jesus erst dem Simon,[3]) und dann den beiden Jüngern auf dem Wege nach Emmaus erschienen sein. Bei dieser Gelegenheit wird zum erstenmal deutlich gesagt, daß Jesus plötzlich vor ihren Augen verschwand.[4]) Das wichtigste Ereignis dieses Sonntags ist aber jedenfalls die Erscheinung Jesu am Abend im Saale zu Jerusalem. Es sind dort außer den Aposteln noch einige andere versammelt, und man ist gerade dabei zu besprechen, was die von Emmaus schleunigst nach Jerusalem zurückgekehrten Jünger erzählt hatten. Da tritt nun Jesus, obwohl die Türen verschlossen waren, plötzlich in ihre Mitte. Sie sind erschrocken und meinen, es

---

[1]) Luk. 24, 4—11; Matth. 28, 5—7; Mark. 16, 5—7. — [2]) Matth. 28, 9 f. — [3]) Luk. 24, 34. — [4]) Luk. 24, 31.

handle sich um die Erscheinung eines körperlosen Geistes.[1]) Das aber sollen sie nicht denken. Darum fordert sie Jesus auf, ihn zu betasten. Als sie auch da noch schwankten, aß er vor ihren Augen ein Stück Fisch. Thomas, der nicht dabei war, sträubte sich, so etwas Unerhörtes zu glauben, wurde aber dann acht Tage später von Jesus selbst überzeugt, indem er seine Finger in die Wundmale Jesu legen mußte.[2])

Bei dieser Gelegenheit erfahren wir auch, daß Jesus von niemand fordert, daß er an seine Auferstehung glaube. Er sagt nur: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben." Es werden also die, die, ohne sich selbst überzeugen zu können, doch glauben, als Ausnahmen behandelt und besonders selig gepriesen. Doch wie sollen nun diese sich mit den Bedürfnissen ihrer Vernunft auseinandersetzen? Was gegen die Vernunft ist, kann doch auf keinen Fall wahr sein; wozu wäre uns denn sonst die Fähigkeit zum Denken verliehen? Wir müssen doch alles prüfen, ehe wir's glauben.

Gewiß, das müssen wir. Doch wenn wir über den verklärten Leib Christi zur Klarheit kommen wollen, müssen wir vor allem bedenken, daß nach der Schrift der Leib des ersten Menschen, dem Gott die erste Seele einhauchte, ebensowenig zum Sterben bestimmt war wie die ihm eingeschaffene Seele, daß also anfangs auch der Leib des Menschen unsterblich war. Der sterbliche Leib, den wir besitzen, ist also nach der Schrift bereits eine zweite Form menschlichen Lebens, und zwar eine Entartung der ursprünglichen. Daß diese Annahme etwas Vernunftwidriges in sich schlösse, kann man nicht behaupten, vorausgesetzt natürlich, daß ein persönlicher außerweltlicher Gott angenommen wird, der alles dies bewirkt. Nun lehrt uns die Naturwissenschaft, daß dieser Gott in der Materie die wunderbarsten, unbegreiflichsten Dinge geschehen läßt. Um von den Geheimnissen des Wachsens gar nicht zu reden, wollen wir uns nur den Verlauf eines Kryſtallisationsprozesses vergegenwärtigen. „Wir sehen," so beschreibt ein berühmter englischer Naturforscher das Kryſtallisieren von schwefelsaurem Natron, „wie sich die Moleküle jener Flüssigkeit wie Schwadronen, die unter einem leitenden Auge gut eingeübt sind, zu Regimentern ordnen, die sich dann ihrerseits auch um bestimmte Mittelpunkte

[1]) Luk. 24, 37. — [2]) Joh. 20, 24—29.

ſammeln und ſchließlich ſich zu dichtgedrängten Maſſen ordnen, die nach gewiſſer Zeit die ſichtbare Geſtalt des Kryſtalls annehmen, das ich jetzt in der Hand halte.“ Dieſer wunderbare Vorgang wiederholt ſich ganz genau ſtets in derſelben Ordnung, ſo oft wir nur wollen, und zwar bei jedem Stoffe in anderer und doch ſtets feſt beſtimmter Form. Wir ſehen alſo, daß Gott den Atomen ganz wunderbare, jedenfalls unerklärliche Eigenſchaften verliehen hat, kraft deren ſie ſich, auch wenn ſie noch ſo oft aufgelöſt werden, unter beſtimmten Umſtänden ſtets wieder in beſtimmter Weiſe zuſammenfügen. Und dieſer Gott ſollte nicht auch den Atomen, aus denen ein Menſchenleib beſteht, die Fähigkeit verleihen können, ſich unter beſtimmten Umſtänden aufzulöſen und damit unſichtbar zu werden und auf eine entgegengeſetzte Veranlaſſung hin ſich wieder zu einem Leibe zuſammenzuordnen und damit wieder ſichtbar zu werden? Wir meinen: Einem Gott, der den Stoff, mit dem wir unſere Öfen heizen, zu Diamant kryſtalliſieren läßt, der in der kalten Winterszeit in dunkler Hülle häßliche Raupen ſich in farbenprächtige Schmetterlinge verwandeln läßt, der in geſetzmäßiger Ordnung all die Wunder des Wachſens und Werdens wirkt, einem ſolchen Gott darf man, ohne den Geſetzen der Vernunft entgegenzuhandeln, ſo etwas ruhig zutrauen. Damit aber haben wir genau das, was in Jeſu verklärtem Leibe uns entgegentritt. Es iſt ein Leib, der aus wirklichen Atomen beſteht, alſo wirklich vorhanden iſt, der alſo auch eſſen kann. Wunderbar iſt nur, daß dies Gefüge von Atomen jederzeit aufgelöſt und ebenſo ſchnell wieder zuſammengefügt werden kann. Im erſteren Falle wird es unſichtbar — denn Atome an ſich ſind immer unſichtbar — im andern Falle wird es infolge der beſtimmten Gruppierung der Atome wieder ſichtbar und fühlbar. Der Beſitz eines Leibes, über den das Ich, d. i. die Seele, derartig verfügen kann, iſt wohl das Wünſchenswerteſte, was es für einen Menſchen geben kann. Eben dies aber ſtellt die Schrift den ſog. Auserwählten in Ausſicht; ihre Seelen ſollen bei der Wiederkunft Chriſti mit eben dem verklärten Leibe umkleidet werden, den wir an Chriſtus nach der Auferſtehung finden. Es wäre das dann, um in der Sprache der Phyſik zu reden, gewiſſermaßen ein dritter Aggregatzuſtand der Menſchheit. Wie Waſſer unter 0° feſt, von 0 bis 100 flüſſig und über 100° ein Gas iſt, ſo wäre nach der Schrift der ſterbliche Zuſtand, in dem wir uns befinden, der

niedrigſte, der Zuſtand Adams vor dem Sündenfalle ein höherer, der Zuſtand Chriſti nach der Auferſtehung aber der höchſte aller Lebenszuſtände, die für uns Menſchen möglich ſind. Der niedrigſte, in dem wir alle leben, iſt eine Entartung des der Idee des Schöpfers entſprechenden erſten Zuſtandes, zu dem wir nach der Auferſtehung, wenn Sünde und Tod beſeitigt ſind, einſt alle wieder gelangen ſollen; der dritte aber iſt nur wenigen beſchieden, obwohl jahrhundertelang ſehr viele dazu eingeladen, oder, wie es theologiſch heißt, dazu berufen worden ſind. Das hört ſich freilich etwas phantaſtiſch an, wir würden es auch nicht glauben dürfen, wenn die Apoſtel nicht den Auferſtehungsleib geſehen und betaſtet hätten; vernunftwidrig aber iſt es nicht, und eine bedeutende Erweiterung unſeres geiſtigen Horizontes iſt ſolch ein Glaube jedenfalls.

Betrachten wir nun noch kurz den Reſt der Berichte über die vierzig Tage nach Oſtern. Wir finden da zunächſt eine Begegnung Jeſu mit ſeinen elf Apoſteln auf einem Berge in Galiläa, auf den er ſie beſchieden hat.[1]) Bei ſeinem Erſcheinen laſſen einige ſich in die Kniee ſinken, andere halten das nicht für angebracht. Er aber ſpricht zu ihnen die weltberühmten Worte: „Mir iſt gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum zieht hin und macht zu meinen Schülern alle Völker; taufet ſie auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes, und lehret ſie alles halten, was ich euch geboten habe. Seht, ich bin bei euch alle Tage bis zur Vollendungszeit.“ Hier redet Chriſtus aus einer Höhe, die alles überragt, was wir bisher aus ſeinem Munde vernommen haben. Es iſt, als käme er von ſeinem Platz zur Rechten des Allmächtigen; nichts iſt auf Erden, nichts im Himmel, was Gott ihm nicht zur Herrſchaft in die Hand gegeben hätte. Wenn alſo ſeine Feinde noch nicht vor aller Welt gedemütigt werden, ſo liegt das nur daran, daß die Zeit dazu noch nicht gekommen iſt. Es muß erſt noch ein anderes Werk begonnen und vollendet werden; zu dieſem Werk beauftragt er jetzt ſeine elf Apoſtel. Sie ſollen hingehen zu den Völkern dieſer Erde, ſie taufen und ſeine Gebote halten lehren, und zwar ſollen ſie ſie taufen auf den Namen des dreieinigen Gottes, von dem er bisher nie ſo bündig geſprochen hat. Bei der Erfüllung dieſer

[1]) Matth. 28, 16.

Aufgabe will er sie nie verlassen, bis endlich die ersehnte Stunde hereinbricht, wo er das ganze, große Werk der Erlösung zu einem offenkundigen Abschluß bringen wird.

Nach Paulus[1]) soll auch Jakobus, wahrscheinlich der Bruder Jesu, der später so angesehene Leiter der Gemeinde in Jerusalem, wie Petrus, einer besonderen Erscheinung des Auferstandenen gewürdigt worden sein; ja, fünfhundert Jünger sollen ihn auf einmal gesehen haben. Daß Paulus selbst ihn vor Damaskus gesehen haben will, freilich in den Lüften und nicht auf Erden, ist schon erwähnt worden; doch gehört diese Form der Erscheinung kaum noch hierher.

Erwähnen müssen wir hingegen noch den wunderbaren Fischzug im See Genezareth, den Petrus, Jakobus, Johannes, Thomas, Nathanael und noch zwei andere seiner Jünger erlebt haben. Er wird im letzten Kapitel bei Johannes beschrieben und ist wohl hauptsächlich wegen der prophetischen Worte über Petrus und Johannes[2]) dem Evangelium nachträglich beigefügt worden.

Das Nähere über die Himmelfahrt hat Lukas uns berichtet.[3]) Sie fand in Judäa, und zwar auf dem Ölberge statt. Vorher hatte Jesus seinen Jüngern gesagt, sie sollten nun in Jerusalem bleiben, bis sie ausgerüstet würden mit einer Kraft vom Himmel.[4]) Sie meinten, dann begänne wohl das herrliche Messiasreich. Er aber sagt: „Euch kommt es nicht zu, Zeiträume und Zeitpunkte zu kennen, die der Vater in eigener Machtvollkommenheit bestimmt hat, doch ihr werdet Kraft empfangen vom heiligen Geist, der über euch kommen soll, und ihr werdet meine Zeugen sein in Jerusalem, im ganzen jüdischen Lande, einschließlich Samaria, und bis ans äußerste Ende der Erde.“ Nach diesen kurzen, aber inhaltreichen Worten hob sich sein Leib, der, wie wir schon bemerkt haben, unter höheren Gesetzen als denen der Schwerkraft und des Beharrungsvermögens stand, vor ihren Augen in die Lüfte und ward durch eine Wolke ihren Blicken entzogen. Zwei Engel aber standen plötzlich da und sprachen: „Ihr Männer von Galiläa, was steht ihr da und schaut gen Himmel? Dieser Jesus, der von euch weg

---

[1]) Kor. 15, 7. — [2]) Joh. 21, 15—23. — [3]) Luk. 24, 50—53; Apostelg. 1, 1—11. — [4]) Luk. 24, 49; Apostelg. 1, 4f.

hinauf in den Himmel genommen worden ist, wird wiederkommen, so wie ihr ihn gen Himmel fahren sahet."

Das ist der Schluß des Lebens, das wir hier zu behandeln hatten. Wenn wir nun nach dem Rahmen fragen, den dieses Bild erfordert, um in den Sälen der Wissenschaft untergebracht werden zu können, so müssen wir leider konstatieren, daß es in keine der berühmten philosophischen Weltanschauungen hineinpaßt. Denn keine erkennt einen von der Welt durchaus im Wesen verschiedenen dreipersönlichen Gott an, der diese ganze Welt aus nichts geschaffen hat. Keine erkennt in dieser Welt den zum Verständnis Christi unumgänglich notwendigen ewigen Gegensatz von einerseits persönlichen Geistern und andererseits stets unpersönlicher Natur an. Keine will ferner anerkennen, daß Gott den Menschen ursprünglich als eine unsterbliche Verbindung von Seele und Leib, das ist persönlichem Geist und unpersönlicher Natur geschaffen hat, daß Gott dann zugelassen hat, daß dieser Mensch durch einen von außen an ihn herantretenden Versucher von Gott abgelenkt wurde und dadurch erst dem Tode verfiel, und daß um dessentwillen ein Erlöser nötig war. Keine kann schließlich eine Wiederkunft dieses Erlösers und die dann folgende große Neuordnung aller irdischen Verhältnisse in ihrem Rahmen unterbringen.

Und warum das nicht? Man hat den ermländischen Domherrn Kopernikus dafür verantwortlich gemacht. Man sagt, seit man den Himmel anders aufzufassen gelernt hat, sei eine der Schrift entsprechende Weltauffassung, wie sie z. B. Paulus hatte, für alle Zeit unmöglich geworden. Nun, von den Verhältnissen des Lebens Gottes und der von ihm geschaffenen Geister wußte Paulus ebensowenig wie wir. Und wenn er sich auf Grund des ptolemäischen Weltbildes sinnliche Vorstellungen darüber gemacht hat, so hatten die ebensowenig Bedeutung wie solche, die wir uns etwa jetzt auf Grund des kopernikanischen Weltsystems machen könnten. Ob sich die Sonne um die Erde dreht, oder ob es umgekehrt ist, ob über uns ein festes Gewölbe ist oder ein Riesenraum, in dem man die Entfernungen mit Lichtjahren messen muß, das alles und noch vieles andere tut zur Annahme oder Ablehnung des zum

Lebensbild des Menſchenſohnes gehörigen philoſophiſchen Rahmens gar nichts. Das, was ſo viele ſtört, liegt anderswo. Es iſt der allen unſern philoſophiſchen Schulen eigene, von den Griechen ererbte, bald mehr, bald weniger ausgebildete Pantheismus oder Monismus, der Gott und Welt, Geiſt, Seele, Leib und Natur in einen großen Brei vermengt, bei dem man ſchließlich nichts mehr unterſcheiden und infolgedeſſen auch nichts mehr wahrhaft erkennen kann.

Doch mag dieſe moniſtiſche Grundlage aller modernen Weltauffaſſungen noch ſo verbreitet ſein, mag ſie auch unſere ganze ſchöne und unſchöne Literatur beherrſchen, ſie bleibt doch immer nur eine philoſophiſche Annahme, ein Gedankengebilde; das Leben Jeſu aber iſt hiſtoriſche Wirklichkeit, und zwar eine Wirklichkeit, deren Wirkungen wir heute noch fühlen können. Denn auch noch heute gilt das große Wort (Joh. 7, 17): „Meine Lehre iſt nicht meine, ſondern deſſen, der mich geſandt hat. Wenn einer will des Willen tun, dann wird er erfahren, ob dieſe Lehre von Gott iſt, oder ob ich aus mir ſelber rede.“

Druck von Lehmann & Bernhard, Hofbuchdrucker, Schönberg i. M.

Digitized by Google

Digitized by Google